

WALTER LÜTHI

Was
die Welt
zusammenhält

Zeitbilder und Ausblicke

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Was die Welt zusammenhält
Zeitbilder und Ausblicke
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1957)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-welt.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.***

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/buecher/luethi-welt.pdf>

Inhalt

| | |
|--|-----|
| VORWORT | 5 |
| ES IST EIN REIS ENTSPRUNGEN | 6 |
| DAS VERMÄCHTNIS | 12 |
| DAS GROSSE WOHLGEFALLEN | 19 |
| DIE FEUEREIMER HINTERM CHRISTBAUM | 22 |
| DER BRANDSTIFTER | 25 |
| DER SINGENDE KNABE | 35 |
| MENSCHENOPFER | 38 |
| DER TAUMELKELCH | 44 |
| DER UNBEQUEME ZEITGENOSSE | 49 |
| KANTATE-SONNTAG IN DER NOTKIRCHE | 55 |
| ABSOLUTE LUFTÜBERLEGENHEIT | 61 |
| DER STEINBRUCHARBEITER UND SEINE FRAU | 67 |
| WAS DIE WELT IM INNERSTEN ZUSAMMENHÄLT | 72 |
| AUF DEM KARTOFFELACKER | 78 |
| NACHBARN | 81 |
| AN DER BAUSTELLE | 86 |
| KARL BARTH | 93 |
| LAND DER SORGEN | 99 |
| GESPRÄCH MIT DEM STRASSENWART | 104 |
| DIE HIRTENPFEIFE IM BETHAUS | 108 |
| LEICHENZELLE NUMMER ACHT | 114 |
| SIEBZIG JAHR EIN GREIS | 121 |
| ALBRECHT DÜRERS RITTER | 128 |
| BEGEGNUNG IM D-ZUG | 142 |
| LEGIONÄRE UND AKTIONÄRE | 144 |
| DIE LEGENDE VON DEN VIERZIG | 153 |
| KLEINE PROTESTANTISCHE ROMFAHRT | 156 |
| EVANGELISCHE BEICHTE | 166 |
| VOM LIEBEN JÜNGSTEN TAG | 178 |
| GANZ HINTEN IM MAILÄNDER DOM | 187 |
| DIE LETZTE AUSLANDSREISE | 193 |

Vorwort

Seit 1934 klopft jeweilen in der Woche nach Ostern der Kalendarer Mann um den fälligen Beitrag für den Zwingli-Kalender an meine Tür. Ungefähr in der gleichen Zeitspanne hat es sich gefügt, dass ich als Mitarbeiter des Wochenblattes «Leben und Glauben» oft Gelegenheit hatte, mich über Tagesfragen zu äussern. Gelegentlich erschien auch ein Leitartikel im «Genossenschaftlichen Volksblatt».

Nun ist die Anregung an mich herangetreten, eine Auswahl aus all diesen, im Zeitraum von zweieinhalb Jahrzehnten erschienenen Publikationen in Buchform gesammelt einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Die Durchsicht und teilweise Überarbeitung all dieser Betrachtungen, Zeitbilder, Gleichnisse, flüchtigen Begegnungen und wahren Begebenheiten ruft mir lebhaft jene Jahre in Erinnerung, da ich unter dem Titel «Das ewige Jahr, Werktagspredigten» das Büchlein übers Bauernleben schrieb. Es ist mir seither oft der Wunsch begegnet, doch weitere solche «Werktagspredigten» zu publizieren. Ich glaube, dass das hier, ganz unbeabsichtigt, geschieht; nur mit dem Unterschied, dass es nicht mehr nur die Dorf-Probleme sind, auf die wir hier Antwort suchen, sondern die Zeit- und Menschheitsfragen überhaupt. Wir sollen es immer neu wieder wagen, den bunten Jahrmarkt des Lebens unter dem Lichte der grossen Barmherzigkeit zu sehen und zu deuten. Die Besinnung darauf, «was die Welt im Innersten zusammenhält» (Goethe), ist in dieser Zeit nötiger denn je.

Bern, im Herbst 1957

Der Verfasser.

Es ist ein Reis entsprungen

Nein, es ist nicht Zwang und nicht Eisen, «was die Welt zusammenhält»; das bezeugt die berühmte Linde von X, die wie ein Symbol in dem Jahrhundert steht, dessen zweite Hälfte wir angetreten haben. Sie steht in einer kleinen mitteleuropäischen Stadt, dem Rathaus gegenüber, ist ein Anziehungspunkt des Fremdenstromes und ein Verkehrshindernis. Es soll das die Stelle sein, wo nach einer siegreich verlaufenen Schlacht der erste Überlebende, der die Botschaft den angstvoll harrenden Bewohnern überbrachte, nach getaner Pflicht tot zusammenbrach. Auf seinem Schlachthut fand man das Lindenreis, das eine sorgliche Hand in die Erde grub und das sich dann zum Baum auswuchs. Wie weit das Geschichte ist, wollen wir jetzt dahingestellt sein lassen. Jedenfalls gewiss ist, dass die Linde das Andenken an einen Sieg darstellt. Und gewiss ist auch, dass die Bürgerschaft jener kleinen Stadt allen Grund hat, dieses Datum nicht zu vergessen.

Uns aber interessiert dieser Siegesbaum aus einem anderen Grund. Er ist seit Menschengedenken am Absterben. Und er wäre auch tatsächlich längst an Altersschwäche eingegangen, wenn ihm nicht von Staats wegen die sorgfältigste Pflege widerfahren wäre. Man hat ihn in Eisenzwingen gelegt, wie wenn man ein Fass mit Reifen bindet, und das Auseinanderbersten der halbdürren Äste ist verhindert worden durch ein ganzes Netzwerk von Ketten.

Auf diese Weise ist tatsächlich das Leben der Linde um einige Menschenalter verlängert worden. Aber sterben muss sie doch. Der Tod sitzt ihr im Geäst und in den Wurzeln. Frühling um Frühling muss die Bevölkerung gewärtig sein, dass das Grün, das im vergangenen Sommer noch Lebensreste verriet, ausbleiben könnte. Denn wo der Strom der Lebenssäfte versiegt, und wo der Tod sein Werk begonnen hat,

da kann auf die Dauer weder Menschenkraft noch -kunst dagegen aufkommen.

Ich habe diese Linde vor sechs Jahren gesehen und war mir damals nicht klar darüber, was mir beim ersten Anblick dieses künstlich am Leben erhaltenen Staatsbaumes einen so merkwürdig unangenehmen, fast möchte ich sagen, schmerzlichen Eindruck hinterliess. Der tiefere Grund, der mir erst heute klar wird, ist wohl der:

Hier sehen wir den Menschen im Kampf mit einer Macht, die nicht nur Bäumen, sondern aller Kreatur, auch uns Menschen, zu schaffen gibt. Es ist die Macht des Alterns und des Absterbens, die Macht des Todes. So wie dieser Baum, so altert und zerfällt schliesslich ein jeder von uns. Wenn wir uns durch menschliche Mittel und Erneuerungskuren auch da und dort das Leben um einige Jahrlein meinen verlängern zu können, der Tod sitzt uns doch allen im Geäst und in den Wurzeln. Und weder Kette noch Zwinge vermag den Tod zu bannen oder gar Leben zu wecken.

Die gekettete Staatslinde auf dem Rathausplatz redet eine deutliche Zeichensprache. Wir glauben heute etwas gemerkt zu haben davon, dass nicht nur über Einzelmenschen, sondern über ganze Kulturen, Völker und Stämme ein Altern und Sterben kommen kann. Wir haben es erlebt, dass einst grüne «Zweige der Volkswirtschaft» innerhalb weniger Jahre abdorften. Ganze Erdteile, die einst prosperierten, gleichen einem «trockenen und dünnen Land». Ja, wo heute überhaupt Menschen zusammenleben, schon in der Ehe fängt's an, in Familie, Stand, Volk und Staat, da hat ein Auseinanderbersten der Äste in ungeheuerlichen Ausmassen eingesetzt. Die Bindekräfte, die das menschliche Zusammenleben ermöglichen, sind wie verbraucht. Ein Fäulnisgeruch zieht durch Städte und Dörfer, es sind die Bänder menschlichen Zusammenhaltens, die da faulen. Der Tod sitzt den Völkern im Geäst und in den Wurzeln. Einst blühende Baumkronen

sind am Serbeln und Dorren. Auch unsere liebe Schweizer Linde bringt Jahr für Jahr weniger Grün hervor. Nicht anders können wir, trotz scheinbarem Leben, die nordische Eiche sehen und die Palme am Mittelmeer und die Tanne in den Wäldern jenseits des Urals.

Was heute Staatenlenker tun, ist genau dasselbe, was die Behörden jener kleinen Stadt mit ihrer Linde taten. Ein immer dichteres Netzwerk eherner Gesetze und Dekrete, Verordnungen und Erlasse soll die auseinanderberstenden Äste zusammenhalten, und die Völkerstämme sind so morsch geworden, dass nur noch die Eisenzwinge der Diktatur sie notdürftig zusammenhält. So ist die Tatsache zu deuten, dass jetzt die nordische Eiche in Eisenketten starrt und die Palme am Mittelmeer und die Kiefer und Erle und Birke in den unermesslichen Wäldern des fernen Ostens und des nahen Westens, Eisenklammern trägt. Aber — das viele Eisen an der Siegeslinde ist nicht ein Zeichen ihrer Stärke, sondern ihres Zerfalls. Und das viele Eisen am Baum der Völker ist nicht Zeichen ihrer Stärke, wie sehr das heute so scheinen mag, sondern Anzeichen der begonnenen Zersetzung. Was wir heute an den Völkern sehen, das ist nicht Beginn neuer Aufstiege. Das Eisen im Geäst verrät den Tod. Und wenn die Zahl der Menschen heute wächst, die meinen, solch ein fürchterliches Geschmeide könnte unserer lieben Menschheitslinde Lebenskraft geben, dann irren sie. Aus Eisen wächst nie Leben. Es kann im besten Fall sterbendes Leben eine kleine Weile konservieren.

Wir stellen das nicht gelassenen Sinnes fest. Wir sagen es, wie man aus bedrängter Kehle ein bitteres Geständnis hervorwürgt. Wir haben uns lange gewehrt, die Wirklichkeit so sehen zu müssen. Solang es nur irgendwie anging, haben wir an die Möglichkeit menschlicher «Massnahmen» geglaubt. Heute sehen wir, dass nur mehr eine Möglichkeit den Völkern, auch unserem Volk, zum Leben verhelfen könnte, eine Möglichkeit, die nicht mehr menschlich wäre. Es müssten

jetzt andere Kräfte aufbrechen, Kräfte, die aus keines Menschen und aus keiner Rasse Geblüt stammen, sondern von dem, der einzig dafür sorgt, dass Bäume grünen und blühen und — nicht in den Himmel wachsen.

Lach oder lach nicht! Fluch oder fluch nicht! Hören musst du es doch! Wenn jetzt kein Wunder geschieht, dann hat trotz aller Ketten und Zwingen die Stunde Europas und (wer kann das ausdenken!) die Stunde der Menschheit geschlagen.

Wer Ohren hat, die Sprache der alten Staatslinde zu verstehen, und wem die Augen aufgetan werden für das Gesicht, das uns aufgegangen ist aus diesem serbelnden Baum, der ist selber am Ende und sieht das Ende aller Menschenweisheit. Da draussen aber, wo der Pfad aufhört, auf den ein menschlicher Gedanke noch fussen könnte, da draussen bei den Grenzpfählen, da draussen sehen wir uns angeredet durch das Wort, das von der anderen Seite der Grenzlinie kommt, das Wort aus dem Jenseits, das wir oft erst da wirklich hören können, wo wir am Ende sind. Es ist das geheimnisvolle Wort von der Rute, die aufgehen wird «aus dürrem Erdreich», das Wort von Gott durch den Mund des Propheten Jesaja in diese Welt gesandt. Es lautet:

«Es wird eine Rute aufgehen von dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. Und er wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Land, und wird mit dem Stab seines Mundes die Erde schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten» (Jesaja Kap. 11). Und weiter heisst es:

«Er schoss auf wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und

Krankheit. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt» (Jesaja Kap. 53).

Freilich, derselbe Prophet, der hier redet, sieht dem alten Baum seines Volkes die «Axt an die Wurzeln gelegt». Ja, er sieht Gottes Gericht über dieses Volk ergehen. Er sieht sogar dieses schuldbeladene Volk abgehauen, wie wenn man einen Wald mit Kahlschlag niederlegt. Erst nach erfolgtem Kahlschlag sieht er neues Grün, neues Leben und neue Frucht:

«Denn der Herr wird die Leute fern wegtun, dass das Land sehr verlassen wird. Und ob noch der zehnte Teil darin bleibt, so wird es abermals verheert werden, doch wie eine Eiche und Linde, von welchen beim Fällen noch ein Stamm bleibt — ein heiliger Same wird solcher Stamm sein» (Jesaja Kap. 6).

Es kann sein, dass Gott Kahlschlag beschlossen hat über Europa und dass er den nordischen Eichwald und den südlichen Palmhain zuerst niederlegen muss und auch unsere liebe Schweizer Linde diesmal nicht schonen will. Kann sein, dass auch wir, wie die Völker zu der Propheten Zeiten, die Botschaft vom wunderbaren Reis erst nach erfolgtem Kahlschlag wieder hören können und wollen.

Neu und ungewohnt wäre das jedenfalls nicht, weder in der Welt- noch in der Kirchengeschichte. Aber über all den Kahlschlägen, die unser Auge in der Geschichte der Völker und Rassen schauernd schaut, steht das Wort von jenseits der menschlichen Grenzpfähle, das Wort des heiligen und barmherzigen Gottes, das im Anfang war und von dem es heisst: «Es bleibet ewiglich.»

Sollte Gott auch über den Kirchen, zu denen Europa sich einst bekannte, Kahlschlag vollziehen, die Botschaft vom Wunder aller Wunder wird überm Kahlschlag nicht

verstummen, sondern aus geläuterten Herzen und von reinen Lippen tönen:

«Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart, wie uns die Alten sungen, von Jesse kam die Art, Und hat ein Blümlein bracht mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht.

Das Reislein, das ich meine, davon Jesaja sagt, hat uns gebracht alleine Marie, die reine Magd. Aus Gottes ew'gem Rat hat sie ein Kind geboren wohl zu der halben Nacht.

Das Röselein so kleine, das duftet uns so süß. Mit seinem hellen Scheine vertreibt's die Finsternis. Wahr'r Mensch und wahrer Gott, hilft uns aus allen Leiden, Rettet von Sünd und Tod.»

Das Vermächtnis

Dieser höllische Seewind! Ohne Not verlässt jetzt keiner das Haus. Aber da draussen steht einer, der weiss, warum er im Schutz der Nacht und des Nordwindes über die Strasse geht; die Polizei sucht ihn seit einigen Tagen. Am letzten Samstag in der Nacht sind an drei verschiedenen Orten Kaninchen gestohlen worden. Jetzt fällt der Verdacht natürlich wieder einmal auf Hans.

Hans ist kein Schelm. Aber weil er vor ein paar Jahren im Trunk zwei Flaschen Wein aus einem Keller stahl, fällt seither beim kleinsten Diebstahl der erste Verdacht auf ihn. Das Volk und die Polizei wollen ihr Opfer haben. Findet man den wahren Schelm nicht, dann muss Hans herhalten, damit die Gemüter der Geschädigten sich beruhigen können. Hans hat ja doch keine Ehre mehr zu verlieren. So reden nämlich die Leute. Aber die Leute täuschen sich auch da, wie so oft, wenn es um Ehre oder Schande geht.

Sich für andere einstecken lassen, sozusagen als Lückenbüsser! Das wäre nicht jedermanns Sache. Aber Hans lässt's schweigend geschehen.

Er ist ja auch sonst der Lückenbüsser im Dorf. Ist der Knecht drausgelaufen, dann springt Hans gern für ein paar Tage ein. Muss beim Gemeindewerk einer in die stinkende Kanalisationsröhre hinunter, dann bringt Hans das Opfer um einen Dreier Schnaps. Kein einziger im ganzen Dorf, der nicht schon froh gewesen wäre über ihn. Sogar dem Pfarrer hat er letzten Frühling aus der Patsche geholfen, als niemand sich fand, der Lust gehabt hätte, das verdrehte Apfelbaumholz der Pfrundmatte in Bündeli zu binden. So ist die letzte Hoffnung immer noch Hans.

Ohne Not ruft ihn niemand. Die anständigen Knechte und Mägde sagen, er stinke beim Tisch, und sie würden draus

laufen, wenn er dabliebe. Und zudem habe er «Bienen» (Kleiderläuse).

Hans weiss wohl, wie die Anständigen über ihn denken. Aber wo er helfen kann, da lässt er sich nicht zweimal rufen. Nie feilscht er ängstlich um den Lohn. Er nimmt, was man ihm gibt. Schon manch ein Anständiger ist so an ihm zum Schelm geworden, weil er ihm den verdienten Lohn nicht zahlte. Aber Hans kam's nicht in den Sinn, deswegen zur Polizei zu laufen. Die hätte ihm doch nicht geglaubt.

In der Kirche ist Hans nie gewesen. Er hat kein weisses Hemd wie diejenigen, die dort zusammenkommen. Doch! Ein einziges Mal hat man ihn gesehen. Es war am Heiligabend. Aber nachher haben ihn die Unterweisungsbuben so ausgelacht und die Mädchen so spöttisch nach ihm sich umgedreht und dabei die Taschentücher vor die Nase gehalten, dass Hans ganz leise hinaus geschlichen ist, gerade als der Pfarrer das Weihnachtsevangelium las, das von der Krippe und vom Stall und vom Platzmangel in der Herberge.

Und dieser Hans steht jetzt da vor der Pfarrhaustür, zieht die Glocke, steht draussen in Nordwind und Nacht. Zwischen uns beiden entspinnt sich folgendes Gespräch:

«Kommt herein, Hans, es ist kalt draussen!»

«Nichts für ungut, Herr Pfarrer, ich hätte nur fragen wollen... aber nicht wahr, es zieht hier, und Ihr habt kalt... ich will mich kurz fassen: Bitte, schenkt mir einen halben Franken!»

«Hans, Ihr wisst doch, und ich habe es Euch ja schon hundertmal gesagt...»

«Herr Pfarrer, nicht predigen! Nein, ich weiss es ja, ach Gott, ich weiss es ja, weiss alles, was Ihr einwenden wollt.»

«Kommt in die warme Stube!»

«Eure Böden sind mir zu glatt und zu blank. Seht, ich habe Schnee und Dreck an den Schuhen.»

«Tut nichts, Hans! Habt Ihr schon Abendbrot gegessen?»

«Habe keinen Hunger!»

«Tretet ein, wir haben in der Dachkammer ein leeres Bett!»

«Das ist nichts für unsereinen. Oder meint Ihr, Leute wie ich hätten keine Ehr im Leib? Das fehlte gerade noch, das ganze Herrenhaus stinkend machen und verlausen! Eure Frau würde mich erbarmen.»

«Aber, Hans. —»

«Nicht predigen, Herr Pfarrer, bitte nicht predigen! Schenkt mir doch den halben Franken und lasst mich ziehen! Ich weiss ja, was ich sollte! Aber ich kann, ich kann nicht mehr anders. Einst hätte ich's vielleicht gekonnt — jetzt ist es zu spät. — Aber, was ich sagen wollte: Sagt es den Jungen, Herr Pfarrer, sagt es den Jungen! Für die ist es nicht zu spät. Die können noch anders. Und sagt ihnen, ich, Hans, habe Euch beauftragt. Und jetzt, gut Nacht. Nichts für ungut. Ich wollte nicht stören...»

«Sagt es den Jungen!» Das ist das Vermächtnis des Vaganten Hans, eines der ärmsten und zugleich aufrichtigsten Menschen, die ich in meinem Leben je angetroffen habe. Er war nur ein armer Schnapser und Vagant. Aber ich will sein Vermächtnis ehren dadurch, dass ich seine Geschichte aufschreibe und an die Jungen weitergebe. Sie ist nicht erfunden und nicht erdichtet. Darum wird sie für sich selber reden.

«Sagt es den Jungen!» Wo soll ich anfangen?

Von seiner Jugend weiss ich fast nichts. Er hat Brüder gehabt und Schwestern, Kameraden und Freunde. Als Kind hat er wohl gern Eisenbahnerlis gespielt. Denn als er grösser wurde, meldete er sich zur Bundesbahn und hatte das Glück, angenommen zu werden.

Darauf hat er sich verheiratet. Von seiner Frau hat er mir nie ein ungut Wort gesagt. Fast vermute ich, er hätte viel zu sagen gehabt. Aber gerade deswegen schwieg er. Dieser Vagant dachte zu ritterlich. Gelitten hat er damals als Bundesbahner darunter, dass er keine Kinder hatte. Hans war seiner Lebtag Kinderfreund. Aus Mangel an einem eigenen haben die beiden ein fremdes Waisenkind angenommen.

Wie lang dies Glück dauerte, weiss ich nicht. Wie er seine Stelle als Bundesbahner verlor, wie sein Pflegekind, wie seine Frau, ich weiss es nicht und habe nie gewagt, ihn danach auszufragen. Aber das scheint mir gewiss: Einer ist schuld an allem. Und der muss ganz ein gemeiner Kerl gewesen sein. Der hat dem Hans seine schöne Bähnleruniform vom Leib gerissen, ihn mit den lausigen Lumpen umhüllt und ihn dann liegen lassen. Oh, Hans hasste ihn. Er ist vielleicht der einzige, den er hasste.

Alkohol nennen ihn die Chemiker, Wein und Bier die Anständigen, die mit den weissen Hemden, die in die Kirche gehen, und Schnaps jene Ärmsten, die ihn zugleich hassen und haben müssen.

Plötzlich, während des ersten Weltkrieges, ist Hans in der Gegend aufgetaucht. Er sei schon damals ein Vagant und Schnapser gewesen. Aber weil gerade Leutemangel war bei unsern Bauern, und weil ihm damals ein kleines Erbe von einem Onkel in Aussicht stand, beschloss der Gemeinderat, ihm den Wohnsitzschein zu geben. So wurde er ansässig in der Gemeinde. Und in seiner Art ward er einer ihrer selbstlosesten Knechte.

Hier habe ich ihn vor sechs Jahren kennen gelernt. Drei Begegnungen mit Hans bleiben mir unvergesslich.

Einmal, das war im Heusommer. Ich kam den Seeweg entlang. Der Morgentau lag noch auf den Heuhaufen, die man am Vorabend wegen Regengefahr zusammengetragen hatte.

Unversehens werde ich angerufen. Hinter einem der Haufen taucht eine Flasche auf, dann ein Arm, darauf ein struppiger, krebsroter Kopf. Das war Hans. Die fast geleerte Flasche schwingend, rief er mir zu: «Kommt zu Hilfe, Herr Pfarrer, ich liege grad in den letzten Zügen!» Darauf ein heiseres Lachen, ein Plumps, und bald darnach ein bärenmässig Schnarchen.

Ein andermal, das war ein sonniger Oktobertag. Das halbe Dorf war ausgewandert, hinüber in den Weinberg, zum Traubenleset. Einer der Tage im Leben unserer Bauern, da jung und alt sich freut. Auch ich machte mich auf, um mich im Rebberg drüben mit den Fröhlichen zu freuen. Von weitem grüssten die Jauchzer der Brententräger über den See. Dazwischen das Lachen und Scherzen der Leserinnen. Jetzt stimmen sie sogar ein Lied an. Hei, wie sie einfallen von rechts und links, die ganze Halde entlang! Einige abgerissene Worte eines Kehrreims tönen vernehmlich herüber; sie lauten:

«So flink und stark, gesund im Mark...»

Wie ich mitten auf dem Weg stehen bleibe und lausche, redet mich einer aus den Pflanzbühnen an. Es ist Hans. Merkwürdigerweise ist er heute nicht betrunken. Er gräbt da Kartoffeln für den Coiffeur im Städtchen, mutterseelenallein.

Wie ein Blitz durchzuckte mich in dem Moment der Gedanke: Armer Hans! Opfer dessen, was man dort oben mit Jauchzen beginnt. Hans hat sicher einst auch Wein getrunken, lang bevor er beim Schnaps ankam; damals, als er noch die schucke Uniform trug mit den glänzenden Knöpfen dran. Und damals konnte er von sich auch rühmen:

«So flink und stark, gesund im Mark...»

Das war jetzt aber längst vorbei. Jetzt musste er Kartoffeln graben mit zittriger Hand, musste den wehen Rücken krümmen, während andere jauchzten und scherzten. Die anderen

dort, und er hier! Kein einziger hätte ihn geheissen, mitzukommen, und doch sind sie alle an ihm vorbei marschiert heute morgen. Er schlägt den Karst in die Furche, oft zwei-, dreimal, bis dass er richtig sitzt, und spricht hie und da laut in sich hinein. Es scheinen nicht eben sonnige Gedanken zu sein, die ihn bewegen.

Das ist das Geheimnis des Weines. Er macht fröhlich dort, hier traurig. Er macht gesellig — aber den Hans, und noch tausend andere Hansen landauf, landab, macht er einsam — mutterseelenallein!

Und dann noch eine dritte Begegnung mit Hans. Fast zittert mir die Hand ein wenig, wenn ich, daran denkend, es aufschreibe. Aber ich tue es um seinetwillen. Er hat ja gesagt: «Sagt es den Jungen!»

Das war an einer Beerdigung. Der Chor sang ins Grab auf dem Friedhof. Beim Anhören des Liedes schaute ich einen Augenblick über die Tannenhecke. Dabei begegnete mein Blick einem triefenden Augenpaar. Hinterm Zaun, abgetrennt von der Gemeinde, stand Hans.

Er, der aus der Kirche der Anständigen Ausgestossene, war mitten unter einer Schar Kinder querfeldein gerannt, um zuzuhören — hinterm Zaun! Und in diesem Blick lag unendliches Weh und grenzenlose Verlorenheit; und etwas wie Sehnsucht glänzte drin und wie Vorwurf.

Die Augen des verlorenen Bruders. Die Augen der Brüder hinterm Zaun. Oh, möchten sie auch dich anschauen, diese einsamen Augen! Und möchten sie dich verfolgen auf allen deinen Wegen! Und möchten sie dir keine Ruhe lassen! Und möchten sie deine junge Hand zittern machen, sooft sie nach dem Gift greift, nach jenem Gift, das starke Männer schwächt und schwache tötet.

Das nämlich hat Hans gemeint in jener Sturmnacht vor der Pfarrhaustür. Und das ist der Sinn seines Vermächtnisses, das da lautet:

«Sagt es den Jungen!»

Am zwölften Christmonat ist Hans gestorben. Er starb im Stall, auf Stroh, unter der Rossdecke.

Zwölf Tage später feierte die Christenheit ein lautes Fest. Dies Fest galt dem, der gekommen ist, die Menschen zu befreien aus den Banden des Teufels. Und — seltsam! Der unterm strahlenden Weihnachtsbaum Gefeierte liegt — auch im Stall — auch — auf dem Stroh. —

Das grosse Wohlgefallen

Durch die Weihnachtsengel wird uns nichts Geringeres mitgeteilt, als dass der heilige Gott an uns Menschen ein Wohlgefallen haben will. Wir haben es recht gehört, nicht Missfallen, nicht Ekel, nicht Abscheu, sondern Wohlgefallen will er an uns haben. Die Erklärung für dieses unbegreifliche und überraschende Verhalten Gottes ist ganz schlicht die Tatsache, dass er seinen Sohn auf die Erde sendet. Dieser nimmt all das, was das höchste Missfallen Gottes gegen uns Menschen erregen muss, auf sich. Christus zieht sozusagen wie ein Blitzableiter das ganze Missfallen Gottes auf sein Haupt. Er erfüllt am Kreuz die göttliche Gerechtigkeit. Dort leidet er, was wir Menschen gerechterweise leiden müssten. Er löst das menschliche Schuldproblem dadurch, dass er am Kreuz unsere Schuld sühnt. Diese Erlösertat ist der eigentliche Grund, warum Gott jetzt an uns Menschen ein Wohlgefallen haben will und kann. Mit der Sendung seines Sohnes hebt Gott diese schuldhaftige Welt aus den Angeln, diese alte Welt, da der Fluch der bösen Tat mit der Zwangsläufigkeit eines Naturgesetzes, ja einer Kettenreaktion, Tod und Verderben erzeugt und gebiert. Gott will sich nicht durch seinen gerechten Zorn von uns Menschen abhalten lassen, sondern im Himmel ist nun der heilige und wunderbare Entschluss gereift: «Und an den Menschen ein Wohlgefallen.» Um dieses unergründliche Wunder geht es an Weihnachten.

Und nun wird es nicht zufällig sein, dass mir gerade in diesem Zusammenhang alljährlich, wenn es weihnachtet, die Erinnerung an eine kleine Begebenheit aus unserer Schülerzeit einfallen muss. An unserem damaligen Schulweg stand die halbzerfallene Hütte einer alten, etwas grämlichen Frau. Wenn dann im Winter jeweilen der erste Schnee fiel, benützten wir den Kamin auf dem niederen Dach als Zielscheibe für unsere Schneebälle. Das taten wir natürlich mit besonderer Vorliebe am Mittag, wenn die Schule aus war, weil sich

unsere knabenhafte Grausamkeit bewusst war, dass wenn einer ins Ziel traf, dann der verrusste Schnee innen direkt in die Pfanne hinunterfiel. Jedesmal, wenn einer ins Schwarze traf, brach denn auch die ganze Bubenmeute in ein Triumphgeheul aus. Der Gipfel unseres grausamen Vergnügens aber war jeweilen in dem Augenblick erreicht, da unten die Tür aufgerissen wurde. Dann schoss die alte Frau wie eine Furie aus dem Dunkel ihrer Wohnhöhle hervor, fuchtelte mit ihren Knochenfäusten drohend in der Luft herum und schrie uns grauenhafte Verwünschungen und Flüche nach. Und gerade darauf hatten wir ja gewartet.

Als wir, es war am letzten Schultag vor Weihnachten, uns wiederum das bestialische Spiel leisteten, da geschah etwas Merkwürdiges. Warum, weiss ich noch heute nicht.

Prompt sprang auch an diesem Tag die Tür auf. Aber uns wollte scheinen, unheimlich gelassen, jedenfalls anders, als wir es gewohnt waren und erwarteten, trat die Frau unter die Tür. Da stand sie und sagte kein Wort.

Die paar Sekunden des Schweigens schienen uns eine halbe Ewigkeit.

Und dann ereignete sich etwas noch viel Merkwürdigeres: Da und dort lässt einer der Scharfschützen die eben zusammengeballte Ladung fallen und schleicht kleinlaut ab, feurige Kohlen auf dem Haupt.

Was aber haben wir doch unserem grossen Gott nicht schon alles «hineingeworfen»? Und es sind wahrlich nicht nur Schneebälle, sondern Dreck und Steine; Schlimmeres noch, Granaten und Bomben. Und nicht gewöhnliche, sondern A- und H-Bomben. Die haben wir Gott «hineingeworfen», denn alles, was wir Menschen einander anwerfen, vorwerfen und hineinwerfen, trifft ja in Wirklichkeit Ihn, der unser aller Vater ist; und glauben wir es nur, es trifft ihn empfindlicher, als wir es zu ermessen vermögen.

Und nun geschieht das Unfassbare: Eines Tages geht da unten auf der Erde die Tür auf. Und sie öffnet sich ganz ruhig. Und unser grosser Gott schüttelt uns nicht seine Fäuste entgegen. Gott schleudert nicht Verwünschungen und Flüche gegen uns, sondern lässt uns durch seine Botenknechte ausrichten, er habe seinen ewigen Sohn, sein Bestes, als Welterlöser auf die Erde kommen lassen, und dass er nun Wohlgefallen an uns haben wolle!

Wenn wir da nicht den Schnee und den Dreck und die Steine und die A- und H-Bomben fallen lassen und abschleichen, mit Schamröte im Gesicht und feurigen Kohlen auf den Häuptern, dann haben wir nichts gemerkt, und es ist uns dann nicht zu helfen. Und an den Menschen ein Wohlgefallen.

Die Frucht dieses göttlichen Wohlgefallens dürfte nun der «Friede auf Erden» sein. Ja, das Wohlgefallen der Weihnacht ist genau besehen eine erste Etappe, eine Eröffnung des himmlischen Feldzuges gegen Elend, Sünde, Unrecht und Tod. Und uns ist bekannt, dass Gott nicht Ruhe geben wird, bis dass er sein angefangenes Werk vollendet hat. Wer das Weihnachtswort vom Wohlgefallen wirklich gehört hat, der sieht sich nun in eine Bewegung, in einen Sog des Wohlwollens, hineingezogen. Seit Weihnachten ist vom Himmel her eine Welle des Wohlgefallens ausgelöst, die bis an die Ränder der Erde vordringen soll. So kämpft, so ringt, so frisst sich das grosse Wohlgefallen durch die bewohnte Erde hindurch. Und man darf dabei sein. Man hat als Kind des Glaubens die Zusicherung, dass Gottes Wohlgefallen auf der Erde siegen wird. Im Glauben an diesen Endsieg des grossen Wohlgefallens singt die Gemeinde schon jetzt: «Ein Wohlgefall'n Gott an uns hat, / Nun ist erfüllt sein Friedensrat, / All Fehd hat nun ein Ende.»

Die Feuereimer hinterm Christbaum

Nach einer öffentlichen Weihnachtsfeier kam ein sechsjähriger Junge zu mir mit der Frage: «Könnt Ihr mir sagen, was die zwei Wasserkübel hinterm Weihnachtsbaum bedeuten?» Tatsächlich, versteckt unter Tannenreisern, standen zwei Eimer, mit Wasser gefüllt. Der Dienst tuende Abwart erklärte, das sei feuerpolizeiliche Vorschrift, für den Fall, dass der Baum Feuer fangen sollte. Der kleine Frager gab sich mit der Auskunft zufrieden, uns aber haben die zwei Wasserkessel hinterm Weihnachtsbaum noch bis tief in den Heiligen Abend hinein beschäftigt. Es scheint tatsächlich mit unserer Weihnacht so zu stehen, dass wir in der Möglichkeit, der Baum könnte Feuer fangen, das einzig Gefährliche sehen, gegen das wir uns vorzusehen haben. Wenn es so steht um unser Weihnachtsfest, dann allerdings haben wir von König Herodes allerhand zu lernen. Herodes nämlich nimmt das Christkind, wenn auch auf seine Weise, dann doch ein wenig ernster. Er sieht um dieses Kind her ein Feuer brennen, das er nicht mit ein wenig Wasser meint löschen zu können, ein Feuer, das ihm den Thron und den Palast zu verbrennen droht. Herodes fühlt sich durch das Christkind in seiner Existenz gefährdet. Darum bereitet er einen Anschlag gegen den neugeborenen König vor. Im Kampf des Herodes gegen das Kind von Bethlehem ist jedenfalls mehr vorhanden als in aller harmlosen Spielerei, die wir mit dem Christkind um Weihnachten herum zu treiben pflegen. «Die Teufel glauben auch und zittern.» Sie zittern wenigstens. Wir aber haben das Zittern verlernt, jenes Zittern, das die ganze Stadt Jerusalem in Unruhe versetzt über die Nachricht von der heiligen Geburt, jenes Zittern, das schon über die Mutter Maria kommt, wenn sie noch vor seiner Geburt über den Herrschaftsanspruch des Christkinds die grossen Worte findet: «Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffartig sind in ihres Herzens Sinn. Er stösst die Gewaltigen vom Thron und

erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässt die Reichen leer.»

Herodes hat allen Grund, das Christkind zu fürchten. Er hat sich und seinen Kindern mit Gift und Mord den Thron gesichert und ist bereit, jeden, der ihm in seinen Familieninteressen, in seinem Machtstreben und Ehrgeiz hinderlich sein könnte, zu zertreten. Darum hat er Respekt vor dem Kind in der Krippe. Und wir? Haben wir etwa keinen Grund, uns vom Kind in der Krippe bedroht zu sehen? Sind etwa die Mittel, mit denen wir uns eine Existenz gründen und mit denen wir unsern Kindern das Dasein und Fortkommen zu sichern versuchen, einwandfrei? Steckt am Ende auch hinter unserem Spiel mit dem Christkind eine ganz gewöhnliche, uns unbewusste Angst vor ihm? Auch wir können nur entweder den neugeborenen König respektieren, auf ihn hören, seinem Willen gehorchen, oder aber, wenn wir das nicht wollen, wie Herodes gegen ihn zum Kampfe antreten. Es wird uns auf die Dauer nicht gelingen, zwischen Herodes und Christus neutral zu sein.

Die Priester und Gelehrten zwar versuchen es zuerst mit Neutralität. Sie meinen zunächst auf ihre Weise mit dem neugeborenen König fertig werden zu können, indem sie ihn kurzerhand ignorieren. Nachdem sie dem Herodes die gewünschte Auskunft gegeben haben, ziehen sie sich vornehm zurück und hüllen sich in Schweigen. Sie sind gescheit, diese Priester und Intellektuellen... Aber das Kind wird nicht in der Krippe bleiben. Es wird wachsen, und sie werden sich noch mit ihm zu befassen haben. Auch sie werden der Scheidung und Entscheidung nicht ausweichen können, die mit diesem Kind in die Welt gekommen ist. Auch sie werden ihre Tempel und Altäre, ihre Schulen, Wechselbänke, Pfründen und Zehnten eines Tages, wenn auch viel später als Herodes, bedroht sehen und merken, dass man diesen König nur entweder anerkennen oder bekämpfen, lieben oder hassen kann. Die meisten von ihnen — nicht alle — haben den

Kampf gewählt. Wir wissen, welcher ein aussichtsloser Kampf es ist. Wahrlich ein gefährlicher König. Wenn man meint, ihn erledigt zu haben, dann steht er stärker da als je zuvor.

So ist das Christkind eine Kampfansage, die Kampfansage des Himmels an eine alte Welt. Wo man nicht mehr mit diesem Kinde spielt, sondern an es glaubt, da bricht Feuer aus, heiliges Feuer, verzehrendes Feuer. Da wird es den alten Mächten, der Lüge, der Gewalt und dem Unrecht ungemütlich. Wer an dieses Kind in der Krippe glaubt, der kann nicht anders, als an den Endsieg des Friedens, der Wahrheit und der Gerechtigkeit glauben. Der gibt keiner andern noch so sieghaften Gewalt die Ehre, dass er an sie glaubt. In diesem Glauben an den ewigen König des Friedens und des Rechts sollen wir Weihnachten feiern. Wir werden es gedämpft und etwas erschrocken tun, aber getrost. Das letzte Wort wird der neugeborene König haben.

Und noch eins. Wer an das Christkind glaubt, wird gut tun, sich auf Leiden gefasst zu machen. Der Friede ist da. Er ist da, seitdem die Jenseitigen in jener Nacht jubelten: «Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, unter den Menschen, an denen Gott Wohlgefallen hat.» Aber dieser Friede ist jetzt noch angefochten. In einem alten Weihnachtslied stehen die Worte:

Und wer dies Kind mit Freuden
Umfangen, küssen will,
Muss vorher mit ihm leiden
Gross Pein und Marter viel.

Das sind die Gedanken, die uns bis tief in den Heiligen Abend hinein bewegten, damals, als der kleine Junge fragte: «Könnt Ihr mir sagen, warum die zwei Wasserkübel hinterm Weihnachtsbaum stehen?»

Der Brandstifter

Fräulein Haller hatte eben ihr Abschlussexamen als Damenschneiderin glücklich bestanden, als der Arzt ihr schonend, aber ernst erklärte, sie dürfe ihren Beruf vorläufig nicht ausüben und müsse sich eine leichte Tätigkeit, am besten irgendwo auf dem Lande, suchen. So kam die allzu rasch Emporgewachsene zu ihrer Tante nach Thalstetten, um im Haushalt und in der kleinen Handelsgärtnerei auszuhelfen, wo sie dann volle drei Jahre verblieb und zur Freude der weitläufigen Verwandtschaft sichtlich erstarkte. Es war damals die Zeit des ersten Weltkriegs, damals, als jedermann nicht wenig darüber entsetzt war, dass eine so sorgfältig erzogene Menschenrasse, wie die unsrige es ist, gleichsam über Nacht wieder imstande war, sich gegenseitig an Gut und Blut zu brandschatzen. Unserer kleinen Städterin wollte sich anfänglich zwar nicht die Arbeit, wohl aber die ungewohnte Stille des Landlebens schwer auf die Seele legen. Vor allem die gähnende Leere und Einsamkeit der Sonntag-Nachmittage war ihr kaum zum Aushalten. Schliesslich half sie diesem Notstand ab, indem sie einige nächste Nachbarkinder an einem Regensonntag nach dem Geschirr-Abwaschen in ihrer Kammer versammelte. Sie erzählte ihnen, was sie wusste, die Geschichten von Gott, vom Jesuskind und vom Himmelreich. Auch einige Kirchenlieder waren ihr aus ihrer Kinderzeit im Gedächtnis geblieben. Bald stellten sich mehr Kinder ein, so dass sich Fräulein Liseli, wie sie bald allgemein genannt wurde, gezwungen sah, zunächst in ein eben leer stehendes Gewächshaus, später in ein Schulzimmer überzusiedeln. Auf diese Weise sammelte sich im Verlauf von zweieinhalb Jahren in aller Stille, gleichsam wie von selber, eine stattliche Sonntagsschule. Die Mütter des Dorfes waren froh, die Kleinen gut aufgehoben zu wissen; der Ortsgeistliche hatte nichts dafür und nichts dagegen; für Liseli Haller waren es hingegebene, selbstvergessene,

überaus köstliche Stunden. Bei sicherem Wetter konnte es vorkommen, dass die muntere Schar, mit Leiterwagen und Stosskarren zum Transport der Kleinsten, in den benachbarten Krähenwald auszog. Wenn auch nicht besonderes Talent zum Erzählen und keine ausgesprochene Gabe zum Singen vorhanden war, so war es die Einfalt des Geistes und die gegenwärtige Liebe des lebendigen Christus, der alle Beteiligten beglückte. So war die Dorfjugend wie eine einzige Familie — bis dass der Feind, der es nicht leiden mag, wenn Menschenkinder glücklich sind, sich mit viel List aufmachte und mit grosser Macht zu zerschlagen versuchte, was ihm schon gleich von Anfang an ein Dorn im Auge war. —

Es war an einem schwülen Samstagnachmittag, jung und alt arbeitete auf den Feldern, als das Feuerhorn schaurig durch die Dorfgasse gellte. Haus und Scheune des Pächters Marti brannten bereits lichterloh. Zischend schossen die Feuergarben gegen die Bläue des Himmels. Machtlos standen die herbeigeeilten Männer der Dorfschaft dem Zerstörungswerk gegenüber. Gar plötzlich sah sich so die Bevölkerung des stillen Aaretales in die Lage der draussen in der weiten Welt vom entfesselten Krieg Heimgesuchten versetzt, wovon die Zeitung damals täglich berichtete. Der Ertrag einer Jahresarbeit, ja selbst die erst vor kurzem angeschafften Geräte, Wagen und Maschinen, wurden ein Raub der Flammen. Ein Glück, dass wenigstens das Vieh im Stall noch rechtzeitig konnte losgebunden und gerettet werden. Zwei Schweine verbrannten. Die Tauben flogen kopflos unters brennende Dach ins sichere Verderben. Spät in der Nacht noch hörte man bis ins Nachbardorf das Krachen der Eternitplatten, welche die Wetterwand der stattlichen Scheuer verkleideten. Der sonst so willkommene kühle Abendwind trug den Brandgeruch kilometerweit übers Feld.

Qualvoll aber stand auf jedermanns Gesicht die Frage, die in jener Nacht den Schlaf von manchem Lager scheuchte, die Frage nach der Brandursache, nach dem mutmasslichen

Täter. Die sachverständige Expertise hatte bald heraus, dass nur Brandstiftung in Frage kommen konnte. Wer in aller Welt mochte das neue freundliche Haus im Herzen des Dorfes verbrecherisch angezündet haben, dazu am heiterhellen Tag? In welchem teuflischen Gehirn konnte der unmögliche Plan ausgeheckt worden sein, zwei fried samen, fleissigen Pächtersleuten ein junges Anfängerglück brutal zu zerschlagen? —

Der gebrandschatzte Bauer musste sich wohl oder übel einem peinlichen Verhör unterziehen. Des einzigen Misstons, dessen er sich aus den jüngst verflossenen Wochen zu entsinnen vermochte — aber nein, weit wies er den ersten Schatten dieses Gedankens von sich —, das war die leidige Geschichte mit der Tränke. Ein alter Brunnen stand auf dem Dorfplatz, gehauen aus einem einzigen Stein, am kunstvoll geformten Stock über der Röhre trug er die Zahl des Schicksalsjahres 1798 — in diesem gleichsam historischen Brunnen pflegten die vier benachbarten Bauern ihr Vieh zu tränken. Und nun war es einige Male hintereinander vorgekommen, dass ein herumlungender Junge das Wasser verunreinigt hatte. Nach wiederholter freundlicher Ermahnung geschah es dann, dass ihn schliesslich der Pächter mit einer wohlverdienten Ohrfeige zurechtwies, worauf der Gezüchtigte mit einer bösen Drohung davonlief. Der Bauer schenkte den Worten keine weitere Bedeutung, handelte es sich doch um ein Kind, das erst noch die Unterschule besuchte. Der Junge gehörte der Schusterswitwe, war der Zweitjüngste von vieren. Die Mutter verdiente seit dem Tode des Ernährers einen bescheidenen Taglohn als Wäscherin auf den Höfen in der Runde. Ihr fehlte begreiflicherweise die Kraft, über ihr vollgerüttelt Mass an Tagesarbeit hinaus daheim die Zügel über ihre Kinder straff zu halten, so dass dieselben zusehends verwilderten. Auf diesen kleinen Fritz des verstorbenen Schusters verdichtete sich schliesslich der schauerliche Verdacht der Täterschaft. In Anwesenheit des

Gemeindepräsidenten, des Oberlehrers und des Polizisten legte der kleine Wicht ein umfassendes Geständnis ab. Mit Absicht und Vorsatz hatte er das Feuer gelegt, um sich für die Ohrfeige zu rächen, «und», hatte er verbissen hinzu gefügt, «das ganze Dorf reitet ja sowieso auf uns herum, seit Vater nicht mehr da ist». —

Wenn diese schwermütige Äusserung bis zum Tag der bösen Tat bestimmt übertrieben war, jetzt fing sie an zuzutreffen. Thalstetten kochte vor Entrüstung. Eine Grundwelle der Empörung brandete durch die Nachbardörfer, jeder Bauersmann trägt in den Urtiefen seines Gemütes eine ganz besondere Abscheu vor dieser Art Verbrechen. Das geht schon aus der Tatsache hervor, dass unsere Vorfahren damals, als sie ihren «ewigen Bund» schlossen, gleich nach der Strafbestimmung über Mord und Totschlag einen zweiten Satz folgen liessen, der lautet: «Wenn aber jemand einen von den Eidgenossen am Tage oder in der Stille der Nacht vorsätzlich durch Feuer schädigen würde, soll er nimmer für einen Landmann gehalten werden (ewige Verbannung); und wenn jemand besagten Missetäter schirmt und verteidigt innerhalb der Täler, so soll er dem Geschädigten Genugtuung leisten.» Der Fall kam vor Amtsgericht. Dasselbe aber ward in nicht geringe Verlegenheit versetzt durch die Tatsache, dass es sich seit Menschengedenken nie mit einem minderjährigen Schwerverbrecher zu befassen gehabt hatte. Schliesslich wurde man mit dem Gemeindeammann dahin einig, dass man den beinahe unwahrscheinlich jungen Brandstifter zunächst einmal seiner unglücklichen Mutter wegnahm, um ihn einem Grossbauer in Zucht und Obhut zu geben.

Für den kleinen Fritz folgten nun unsagbar bittere Wochen. In der Schule nannte ihn die Lehrerin, als am Montag seine Hausaufgaben nicht in Ordnung waren, kurzerhand den «Brandstifter». Unter den Gleichaltrigen wurde zuerst vereinzelt, dann ganz allgemein der Übername «Feuerteufel» laut. Fritz stand während der Schulpausen abseits, beide

Hände in den Hosentaschen, die Bluse straff zugeknüpft, die Kappe in die Stirne gedrückt, von allen gemieden, ausgeschlossen vom Spiel.

Abgründig dunkel wurde sein Blick, von Tag zu Tag wurde fühlbarer seine Ausstossung aus der Nestwärme des Dorfes.

Auch Liseli Haller machte anfänglich die allgemeine Ächtung des böartigen Knaben mit. Aber eines Tages wurde sie innerlich beschämt und im Gewissen geschlagen. War denn nicht Christus gekommen, um die Ausgestossenen, Unverstandenen und der Finsternis Verfallenen zu suchen? Wie konnte sie am Sonntag von jener Liebe erzählen, die alles glaubt und alles hofft, um dann am Montag dem «Feuerteufel» ein liebloses Antlitz zu bieten? Der Ausgestossene fing an, ihr um Christi willen leid zu tun. Nicht ohne anfängliches Widerstreben reifte in ihr der Entschluss, dem bösen Kind entgegenzubringen, was ihm bis dahin jedermann versagte — vergebende Liebe. Dabei machte sie sich keine Illusionen darüber, dass sie, selber eine Ortsfremde, den entschlossenen Widerstand der Dorfschaft herausforderte. Mit besonderem Bangen gedachte sie der Sonntagsschule. Wird dies zarte Pflänzchen den zu erwartenden Sturm überdauern? In ihrer Herzensangst suchte sie einfältig Gottes Beistand. Er selber, dessen Anregen sie trieb, sollte entscheiden. Sollte Gott ihr das seltsame Kind in den nächsten Tagen irgendwie in die Quere schicken, dann sollte das für sie das Zeichen sein, es zur Sonntagsschule einzuladen. Der «Feuerteufel» in der Sonntagsschule — man stelle sich schon so etwas vor! Sie wagte nicht, den Entschluss allein zu riskieren. Eine, zum mindesten eine Verbündete musste sie sich suchen. Und diese fand sich in der gebrandschatzten Pächtersfrau, deren zwei Kinder die sonntäglichen Zusammenkünfte auch besuchten. Nach einiger Zurückhaltung konnte deren mütterliches Herz für den Plan erwärmt werden. Schon viel war damit gewonnen.

Und der Sonntag kam. Liseli Haller hatte hinterm Gewächshaus für einen Kunden einen Dahlienstrauss zu schneiden. Wie sie hurtig die Strasse überschreiten will — wer sitzt da auf dem Lattenzaun der Kälberweide? Sie mochte sich nicht entsinnen, ihn je dort gesehen zu haben. Liseli geht auf den «Feuerteufel» zu und grüsst ihn freundlich. Halb scheu, halb frech erhebt er den Blick und scheint zunächst gar nicht erstaunt zu sein, dass ihn jemand anredet. «Hör, Fritz, willst du nicht auch zu uns in die Sonntagsschule kommen?» Ein Sprung vom Geländer und weg ist der Kleine, einer überraschten Wildkatze gleich. Als aber an jenem Tag die Sonntagsschule schon begonnen hatte — Fräulein Liseli stand eben mitten in der biblischen Geschichte — da pochte es, auffallend leise war es, dieses Klopfen. Schusters Fritz stand vor der Tür. Die Freude und Liebe, die Liseli Hallers Herz erfüllt, ist nicht zu beschreiben. Fritz darf in der ersten Bank Platz nehmen, wo er nicht kann gestört werden. Mit offenem Gesicht sitzt er da und hört die Geschichte zu Ende. Von diesem Tag an wird der kleine Brandstifter allmählich wieder in den Ring der dörflichen Spiele aufgenommen. Seltener fallen die bösen Schimpfnamen.

Aber noch ist das Dorf selber nicht gewonnen. Eine letzte Klippe gilt es zu umfahren. Liseli Haller war sich dessen klar bewusst, dass alles bis anhin Gewonnene hier noch scheitern konnte. Es ging auf Weihnachten zu. Jedes der Dorfkinder erhielt seinen Vers. «Sag, Fräulein Liseli, darf ich auch einen Spruch aufsagen?» Mit halbgeschlossenem, schuldbehaftetem Blick bringt Fritz die Frage vor, wie wenn er die Gefragte zum vornherein entschuldigen wollte, falls es nicht sein darf. Fräulein Liseli aber will sich's bis zum nächsten Sonntag überlegen.

Diese Woche war ein letztes, aber steiles Wegstück. Die Gedanken kamen und gingen, und im Kommen und Gehen stiessen und überwarfen sie sich wie die Wellen am Strand des Meeres. Der «Feuerteufel» — vor die versammelte

Gemeinde soll er treten? Welch eine Zumutung — ja Welch eine Provokation! Wäre es nicht klüger, wäre es nicht barmherziger, den kleinen Übeltäter, wenigstens für dieses erste Jahr noch, im Hintergrund zu behalten? Vor Christus, das wusste Liseli Haller, war die Sache in Ordnung. Aber vor den Menschen? War die Erinnerung nicht zu nah, nicht zu blutig die Wunde in der Tiefe der bäuerlichen Seelen? Und wie sollten, wie konnten die Worte lauten, die ein Brandstifter vor ganz Thalstetten am Heiligabend aussprechen dürfte? In mancher Nachtstunde dieser Woche floh der Schlaf das Auge der wackeren Tochter. Ihr lag gewiss nichts ferner, als die Übeltat ihres Schützlings zu bagatellisieren. Aber wenn in jenen Tagen böse Zungen es im Fällen vernichtender Urteile besonders bunt trieben, dann konnte sie sich nicht enthalten, ihnen in der Stille ihres Herzens mit dem Apostelwort entgegenzutreten: «Auch die Zunge ist ein Feuer. Siehe, ein kleines Feuer, welches einen Wald zündet es an! Als eine Welt der Ungerechtigkeit erweist sich die Zunge unter unseren Gliedern, sie, die den Kreis des Lebens in Brand steckt, und von der Hölle in Brand gesteckt wird.» Mit diesem Wort konnte der ehrwürdige Jakobus kaum nur an das unabsehbare Unheil gedacht haben, das durch gewissenlose Macher der öffentlichen Meinung je und je in der grossen Welt angerichtet wird. Er dachte dabei bestimmt auch an die ungezählten kleinen Brandstifterinnen der Zunge. Sie haben Mühe, sich unterwegs an der Weggabelung zu trennen. Sie stehen an den Gartenzäunen. Sie treffen sich beim Krämer und auf dem Wochenmarkt. Sie sitzen bei der Kaffeekanne. Sie tuscheln in den Treppenhäusern. Das ist «die Pestilenz, die im Finstern schleicht». Liseli Haller musste an die Stätte der Verwüstung in der Mitte des Dorfes denken. Aber ihre Gedanken zogen immer noch weitere Kreise. Sie musste sich mit beinahe körperlichem Schmerzempfinden die ganzen Dörfer und Städte vorstellen, die damals infolge des Krieges draussen in der weiten Welt in Staub und Asche gelegt

wurden. Ihre Gedanken schwebten und zuckten von ihrem kleinen Dorfbrandstifter hinüber zu den Brandstiftern in Grossformat, welche Weltgeschichte machen, dabei die halbe Welt brandschatzen und Millionen von Erdsiedlern um Herd und Hof und Obdach bringen. Und in ihrer Herzenseinfalt dachte sie, wenn der Vater im Himmel all diese Weltbrandstifter einsperren wollte, nicht fänden sich auf Erden und im Himmel Gefängnisse genug, um sie alle zu fassen. Und dann dachte sie an Christus, an seine grosse Liebe, wie er alle Abscheu überwunden hatte, um zu uns auf diese Erde zu kommen, um den Menschen den Frieden zu bringen, jenen Frieden, der am Kreuz dem Übeltäter seine grosse, übergrosse Sünde vergab. Wie er in seiner Todespein am Kreuz mit der Macht seiner Gnade die Gewalt der Sünde überwand. Ja, wie er einmal gesagt hatte: «Ein Feuer anzuzünden bin ich auf die Erde gekommen, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!» Ein Feuer der heiligen Liebe und des göttlichen Erbarmens.

Am Sonntag darauf erhielt Schusters Fritz seinen Vers zum Aufsagen. Abend für Abend vor dem Fest, erzählte später die Bäuerin, habe sich Fritz mit der Bitte vor sie hingestellt, ihm den Vers abzuhören, damit er dann ja nicht stecken bleibe. «Und», fügte sie mit einem Seufzer hinzu, «Fritz ist anders geworden; er könnte unsern eignen Kindern ein Exempel sein.»

Am Heiligabend geschah es, dass Fritz als letzter vor die Gemeinde hintrat. Es hatte sich herumgesprochen, dass auch der Brandstifter einen Vers sagen werde. Die Stille der Erwartung füllte den Raum. Fritz war bleich. Zweimal öffnete er den Mund, zweimal schluckte er leer. Dann huschte ein unendlich verlegenes Lächeln über sein schmales Gesicht. Ein Wort ist ein Wort, aber Schusters Fritz brachte keines hervor. Einigen wetterfesten Thalstettern sei es an jenem Abend widerfahren, dass sie mit dem Ärmel über die Stirne

streichen mussten, wie beim Garbenbinden in der Ernte, wenn der Schweiss in den Augen brennt.

In Thalstetten redet man noch heute von jenem Weihnachtsfest, da eine Dorfschaft zu ahnen begann, warum es hat Weihnachten werden dürfen und warum eine Welt voll kleiner und grosser Brandstifter, voller Mord und Krieg, sich der Geburt des Erlösers freut. Fritz ist später ein geachteter Melker geworden. Seit seiner Verheiratung verdient er ein ehrliches Brot in der Stadt. Fräulein Liseli hat seither die Welt ein zweites Mal in Brand gesehen und hat sich über die Verbrecher des Alltags und über die Verbrecher der Weltgeschichte ihre Gedanken gemacht. Liselis Haar ist unterdessen weiss geworden, und über ihren Bäcklein blitzen gütig zwei kluge Augen.

Fräulein Liseli hat mir die Geschichte anvertraut. Eigentlich ist es gar keine Geschichte, sondern der wahrheitsgetreue Bericht über eine wahre Begebenheit. Der Erzähler hat ihm lediglich ein wenig Form verliehen und gibt ihn hier ohne viel Abstrich und Zutat weiter.

Der Vers aber, den Fritz der Brandstifter damals, als er wieder völlig in die Gemeinschaft der Leute von Thalstetten aufgenommen wurde, hätte aufsagen dürfen, war sonderbarerweise überschrieben mit dem Titel «Der Brandstifter» und lautet:

«Zu Bethlehem, beim Vieh im Stall / Viel hundert Stund vom Aaretal / Da fing es an zu brennen. / Der heilige Wind blies in den Brand / Trug Funken über Meer und Land / Man hats nicht löschen können.

Ihr lieben Leute gross und klein / Ich darf heut Abend bei euch sein / Obgleich ihr mich doch kennet. — / Ich darf — weil unser Herr und Christ / Der auch für euch geboren ist / Für uns in Liebe brennet.

Und wüetet jetzt der Völkerhass / Viel Augen sind von Tränen nass / Viel Städt' und Dörfer fallen / Jedoch — das Feuer jener Nacht / Das Christus in der Welt entfacht / Es brennt und leuchtet allen.»

Der singende Knabe

Neulich schlendert ein Junge, Schüler der untern Gymnasialklassen, die Zeughausgasse hinunter und singt ein Lied. Offenbar aus Freude über den Schulschluss oder über eine gut gelungene «Schriftliche» vergisst er einen Augenblick, wo er sich befindet, und singt aus voller Kehle, bis plötzlich ein ältlicher Mann auf ihn zustürzt und den Ahnungslosen mit einer schweren Ohrfeige zum Schweigen bringt. Die tieferen Gründe für das höchst sonderbare Benehmen des Erwachsenen sind uns nicht bekannt. Der Psychiater würde sich's vielleicht so erklären, dass eine wehe Erinnerung ans eigene, verlorene Kinderparadies in diesem Mann aufgestiegen sei, eine Erinnerung an jene Zeit, da er selber mit dem Schulsack auf dem Rücken gesungen hat wie der Junge in der Zeughausgasse. Im jäh aufsteigenden Neid und Weh habe er den Gesang des Kindes nicht ertragen. Als mir später die Mutter des Knaben das Leid klagte, war es mir sofort klar, dass es sich in dieser kleinen Begebenheit um einen geradezu symbolischen Vorfall handelt, der zum Nachdenken nötigt. Offen gestanden müsste sich in manch einem Zeitgenossen ein wenig Neid regen im Gedanken an diesen singenden Knaben in der Zeughausgasse. Irgendwie müsste einem dieser Anblick peinlich sein, haben wir doch alle einmal das singende Kind in uns getragen, bis dann der «Erwachsene» kam und das Kind, gleichviel ob plötzlich oder nach und nach, in uns zum Verstummen gebracht hat. Und seither ist es stumm geblieben. Wir haben das Lied verloren. Diese Feststellung gilt allgemein im Blick auf unser Volk, auf dies Geschlecht, diese Zeit.

Es gab Zeiten, da man mehr sang, als wir es heute tun. Mir zeigt eine frühe Erinnerung den Blick in einen langen, schmalen Uhrenfabrikaal. Da sitzen Männer an der Fräse und an der Stanze, Frauen und Töchter am Etabli, mit der Pinzette und mit dem Schraubenzieher in der Hand. Die

ganze lange Reihe hinunter singen sie schwermütige Lieder mit unwahrscheinlich vielen Strophen. Dann kam die Zeit, da meine Brüder und Schwestern am Mittagstisch erzählten, jetzt sei in der «Bude» nicht nur das Rauchen verboten, sondern auch das Essen. Und noch etwas später war dann auch jegliches Pfeifen und Singen strengstens untersagt.

Aber draussen, ausserhalb des Fabriksaals, arbeitete der damals noch etwas freiere Handwerker. Den haben wir noch ein paar Jährlein länger singen hören. Der Schuster im Nachbarhaus, der zum Liedertakt das Leder klopfte, der Zimmermann, der am Samstag zu viert oder gar zu sechst oben auf dem Gerüst mit der Axt den Feierabend hämmerte, der Kaminfeger, der über die Dächer jauchzte. Am längsten hat sich das Lied beim Bauer erhalten. Aber seitdem er nicht mehr nach der Sonne, sondern nach der Uhr am Armband arbeiten muss, ist es auch da am Verstummen. Der voll entwickelte Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, eben der Erwachsene, hat das singende Kind in uns stumm geschlagen. Wir haben das Lied aus dem Alltag verloren. In abendlangen Vereinsproben müssen wir es darum «pflegen», so wie man einen Kranken, einen Sterbenden pflegt. Das Singen ist zur Spezialität für begabte Stimmen und eingeübte Chöre geworden. Aber das Volk? wo ist das singende Volk?

Und nun gibt es heute einen erstaunlichen Ort, wo Bauer und Arbeiter, Schuster, Zimmermann und Kaminfeger, wo Volk singt, und dieser Ort ist der evangelische Gottesdienst. Da singt Volk nicht als Musikfreund und nicht als Heimatschützer, sondern als Gemeinde, in der Kirche. So gibt es ein Lied, das heute vernehmlicher denn je gesungen wird. Das ist der evangelische Choral. Und nicht nur bei hochfestlichen Anlässen, ein-, zweimal pro Jahr, sondern Sonntag für Sonntag. Es ist mir unvergesslich, wie wir vor Jahren im fernen Frankreich spät in der Nacht, zwei junge Bauersleute und ich, Auswanderer, in einer schwach erleuchteten Küche dreistimmig Choräle sangen. Und an Sonntagen kommen bei

uns Dutzende, Hunderte zusammen und wagen es, mit oder ohne Orgelbegleitung gemeinsam Lieder anzustimmen. Man kann nicht anders als darüber staunen, dass es so etwas in unserer Zeit gibt und dass wir daran teilhaben dürfen. Und dieses Kirchenvolk *will* singen. Das ist ein Wunder Gottes.

Gewiss, das singende Kind, das ungebrochen und selbstvergessen singende Kind ist auch in uns stumm geschlagen. Darin unterscheidet sich das Kirchenvolk nicht von den Leuten draussen. Aber wir singen ja in der Kirche nicht aus mehr oder weniger gehobener Gesangsstimmung heraus, nicht auf Grund unserer mehr oder weniger lustbetonten Gefühle, überhaupt nicht auf Grund von etwas in uns, sondern auf Grund einer Sache, die ausserhalb uns liegt, die zu uns kommt: «Das, was uns singen machet, ist, was im Himmel ist.» Das «Kind in uns» ist stumm geschlagen, gewiss, aber wir wissen um das Geheimnis von jenem anderen Kind, das nach Gottes Rat und Willen in die Welt geschickt wurde, zu suchen und zu retten. Man hat es stummgeschlagen, das Erlöserkind, man hat es am Kreuz umgebracht und totgeschlagen. Aber es lebt, redet heute vernehmlicher denn je, und... singt. Wo es raucht, da brennt's, wo eine Schar an Christus glaubt, da singt's. Der Auferstandene ist der Grund, warum es eine singende Gemeinde gab, gibt und geben wird.

Menschenopfer

Es gab, soweit wir sehen können, keine Menschen auf der Welt, die nicht gewusst hätten, was ein Opfer ist. Und das hat seinen tiefen Grund. Alles Opfer muss in Zusammenhang gebracht werden mit einem Mangel. Wo aber findest du einen Fleck Erde, dem nichts mangeln würde? So ist das Opfer gleichsam das Minuszeichen, das den Dingen dieser Welt anhaftet und alle Vorgänge auf Erden schattenhaft begleitet. Wo immer auf dieser Erde die Not sich einstellt, da meldet sich prompt auch das Opfer: Eine Gefahr ist abzuwenden, das fordert Opfer, ein Kampf ist zu kämpfen, er fordert Opfer, ein Unglück ist zu verhüten, einer Schwachheit muss aufgeholfen werden, ein Schaden ist zu beheben, eine Lücke auszufüllen, ein Manko zu decken, eine Schuld zu begleichen — lauter Situationen, die das Opfer fordern. Kurz, weil die Erde so ist, wie sie ist, darum heischt sie das Opfer. Kein See ist so idyllisch, «er rast und will sein Opfer haben». Die Menschheit müsste schon vollkommen sein und die Erde herrlich wie am ersten Tag, dann erst dürfte das Wort mit seinem düster-heidnischen Klang aus dem Wörterbuch verschwinden. Das Paradies weiss von keinem Opfer, weil es von keinem Mangel weiss — und von keiner Schuld. Vertrieben aus dem Paradies, und es riecht nach Schweiß und Blut. Am Ausgang aus dem Paradies raucht der erste Opferaltar.

Das ist der tiefste Grund, warum die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten Opfer bringen. Sie tun es nicht aus Vergnügen. Es ist die Not, die sie dazu treibt. Um ihren Mangel zu decken, tun sie es. Sie bringen Speiseopfer, damit sie Speise haben, Trankopfer, damit sie haben, ihren Durst zu stillen, beim Bau der Wohnstätte bringen sie Bauopfer, um den Schutz der Mächte sich zu sichern. «Do ut des», «ich gebe, damit du gibst», so lautet der Opferspruch der heidnischen Seele. Und nach erhaltenem Segen wird ängstlich das

Dankopfer nicht versäumt, damit auch künftighin der Segen wiederkehre. Den tiefsten Mangel aber trägt der Mensch in seiner eigenen Brust. Das ist die Schuld. Die Schuld ist das Übel aller Übel. Weil der Heide das ahnt, darum die stete Angst, die Gunst der Götter zu verscherzen, und darum das Bemühen, ihren Zorn zu mildern. So ist das böse Gewissen die stärkste Triebfeder zum Opfer. Und wo es gilt, die Götter durch ein Sühnopfer zu versöhnen, da schont der Mensch zu allen Zeiten weder Gut noch Blut. Da werden «Hekatomben» hingeopfert, das heisst, hundert Schafe, hundert Stiere, hundert Löwen aufs Mal. Wo es galt, die Götter zu versöhnen, da sind Ströme von Tierblut geflossen, und nicht selten war's der letzte Notpfennig, den die stille Armut darlegte zum Ankauf eines Opfertiers. Aber den Frieden der Seele erlangte man durchs Blut der Lämmer und der Böcke nicht. Der Schaden in der Tiefe war so nicht heilbar, und die Wunde wollte nicht vernarben, und immer neue, und immer grössere Opfer wurden nötig. Wir Aufgeklärte mögen erhaben lächeln über diese Not des heidnischen Menschen. Aber eines müssen wir dem Heiden zubilligen: Er hat den Riss, der durch diese Erde geht, er hat den zerstörten Zustand dieser Welt realer begriffen und erkannt als der Schulstubenmensch des 20. Jahrhunderts mit seinen dämmerigen Begriffen und papierenen Ideen. Ja, dieser heidnische Mensch von ehedem hat den Schaden in der Welt und den Schaden in der eigenen Brust so ernst empfunden, dass er dadurch nicht selten zu Opfertaten der Verzweiflung getrieben wurde und in äusserster Not und Qual zum *Menschenopfer* schritt. Der König opfert seinen Untertan, der Vater seine eigene Tochter. Das Blut von Lamm und Stier genügt nicht mehr, nur Menschenblut wird hier noch als wirksam genug empfunden.

In der Heiligen Schrift ist das Menschenopfer abgelehnt. Das zeigt sich nicht nur an der im letzten Augenblick rückgängig gemachten Opferung Isaaks. In der ersten Hälfte des

siebenten vorchristlichen Jahrhunderts, während der Regierungszeit des Königs Manasse (698 bis 643), wurden in einem einsamen Tälchen südwestlich Jerusalems der heidnischen Gottheit Moloch, durch Verbrennen auf einem Altar, heimlicherweise Kindopfer dargebracht. Dies Vorkommnis hat sich der Heiligen Geschichte als derart schreckliche, alle Begriffe des Greulichen übersteigende Scheusslichkeit eingepägt, dass später der Name jenes einsamen Tales dazu dienen musste, um dem Ort der ewig Verdammten einen Namen zu geben. Der Name des Ortes, da man im Alten Testament Menschen opferte, hat im Neuen Testament das Wort für «Hölle» abgegeben. Die Idee, Menschen zu opfern, gehört der Hölle an.

Aber auch abgesehen von dieser Ablehnung des Menschenopfers steht die Bibel dem, was die Völker aller Zeiten unter Opfer verstehen und mit ihrem Opfer beabsichtigen, kritisch gegenüber. Wohl bringen auch im Alten Testament die Menschen Gott Opfer dar. Aber es ist seltsam und geheimnisvoll, wie eifersüchtig hier jeder Gedanke vermieden wird, als wäre Gott etwa opferhungrig, und als wären wir Menschen die herablassenden Gönner Gottes. Bei allem Opfer des Alten Testamentes gelingt es dem opfernden Menschen nie, sich und sein Opfer im Mittelpunkt zu sehen. Wie heilig Gott auch die geringste gönnerhafte Geste von Seiten des Menschen zurückweist, das zeigt eine wichtige Notiz aus dem Leben König Davids. Als David endlich vor seinen Feinden Ruhe hatte und sich des Friedens freuen konnte, da kam er auf die Idee, Gott ein Haus zu bauen. Aber Gott liess ihm durch den Propheten ausrichten: «Du willst mir ein Haus bauen, dass ich darin wohne?» Und dann erinnert Gott den König in unmissverständlichen Worten daran, wer wem ein Haus gebaut hat. Er, Gott, hat dem David sein Haus gebaut, er, Gott, ist Davids Bauherr, Gönner und Förderer, und niemals umgekehrt! Auch sonst, vor allem in den Psalmen und Propheten, begegnen wir durchs ganze Alte Testament

hindurch immer neu wieder dieser heiligen Abwehr aller heidnischen Anwandlungen, die sich stets auch in den israelitischen Opferdienst einschleichen wollten. In den Psalmen und Propheten ist eben eine solch tiefe Erkenntnis des Schadens, dass da auch nicht im Entferntesten mehr die Erwägung Raum findet, als könnte das Blut von Lämmern und Böcken, oder irgendeine menschliche Leistung, diesen Schaden wieder heilen. Zwar fließt viel Opferblut im Alten Testament, aber der Leidende und Handelnde, der Empfänger nicht nur, sondern zugleich immer auch der Spender aller Opfergaben ist und bleibt hier Gott. Was besitzen wir Menschen, das wir nicht zuvor von Gott empfangen hätten? Ja, aller Opferglaube und alle Opferübung des Alten Testaments gipfelt in der Offenbarung jenes einen Hingeopferten, jenes Schmerzensmannes, über den geschrieben steht:

«Er hatte weder Gestalt noch Schöne, kein Ansehen, dass er uns gefallen hätte. Verachtet war er und verlassen von Menschen, ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Krankheit, wie einer, vor dem man das Antlitz verhüllt; so verachtet, dass er uns nichts galt. Doch wahrlich, unsere Krankheiten hat er getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen; wir aber wähnten, er sei von Gott geschlagen und geplagt. Und er war doch durchbohrt um unserer Sünden, zerschlagen um unserer Verschuldungen willen. Die Strafe lag auf ihm zu unserem Heil, und an seinen Wunden sind wir genesen. Wir alle irrten umher wie Schafe, wir gingen jeder seinen eigenen Weg; ihn aber liess der Herr treffen unser aller Schuld. Er ward misshandelt und beugte sich und tat seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer» (Jes. 53,2—8).

Das ist das Opfer Gottes, das Opfer am Kreuz. Das Opfer des Karfreitags. In der Mitte des Glaubens, den wir bekennen, hängt somit der Gekreuzigte. Dieser Hingeopferte Gottes ist die Mitte der Zeiten, die Mitte der Welt geworden. Er

ist es, der die Welt zusammenhält. Weil Gott weiss, dass der Schaden zu gross ist und das Manko zu tief, als dass je Menschen mit noch so grossem Opfereinsatz diesen Schaden reparieren könnten, hat er sich erbarnt und selber das Opfer gebracht. Dies Gottesopfer, das zugleich das Menschenopfer schlechthin ist, ist einmalig. Kein Mensch versteht, warum Gott aus den ungezählten Möglichkeiten gerade diesen einen Weg der Versöhnung gewählt hat. Es ist so sein geheimnisvoller und sein herrlicher Beschluss. An dieser Stelle, auf diesem Hügel vor der Stadt, da, wo Christus, das Menschenopfer Gottes, schreit und blutet, da ist der Menschheitsschaden gut gemacht, den die Menschen vergeblich durch Opferleistung zu beheben versuchten. Freilich, um einen Schaden von derartigem Ausmass zu heilen, dazu hat es schon Gott selber, den Allmächtigen, gebraucht. Unsere Glaubensväter pfl egten es das «vollgenügende Opfer» zu nennen.

Das Opfer von Golgatha ist «vollgenügend». Seit diesem göttlichen Ereignis erübrigt sich alles menschliche Opfer. Wer jetzt noch meint, weiteropfern zu müssen, der traut dem Opfer Christi nicht und lehnt es ab. Der Heide opfert, nicht der Christ. Das unterscheidet von jetzt an alles heidnische und halbheidnische Glauben, Denken und Handeln von der Frohbotschaft des Neuen Testaments: Das Heidentum sieht den Opfer bringenden Menschen in der Mitte, die Frohbotschaft den Opfer bringenden Gott. Das Heidentum kennt opferhungrige Götter, Gott aber bringt das Opfer selbst. Kern und Stern alles heidnischen Denkens lautet: «Ich will's vollbringen», Gott aber sagt: «Es ist vollbracht.» Wir täten als Christen darum gut, überhaupt nicht mehr von Opfern zu reden. Wenn das Wort dennoch auch in unserem christlichen Sprachgebrauch geblieben ist, dann nie mehr in dem Vollsinn, dass wir mit Opfern den Schaden der Welt meinten heilen zu können. Er *ist* geheilt. So reden wir etwa jetzt noch von einem Dankopfer. Damit meinen wir die selbstverständliche Hingabe unseres Lebens an den Herrn, der für uns als

Schmerzensmann das Opfer aller Opfer dargebracht hat. Aber nun noch ein Letztes. Das Opfer Christi ist den Frommen ein Ärgernis, den Weisen eine Torheit. Der natürliche Mensch lehnt es ab. Es hat letzthin einer, der aus jahrzehntelanger persönlicher Kenntnis alle fünf Erdteile einigermaßen kennt, den überraschenden Ausspruch getan, neun Zehntel der Menschheit hätten das Kreuz nicht angenommen, neun Zehntel der Menschheit seien heute Heiden. Hat der Mann übertrieben? Unsere Stellung zum Opfer bringt's an den Tag, was bei uns heute heidnisch ist und was christlich. Und nun ist es eine Tatsache, dass kaum je ein Geschlecht den opfernden Menschen so sehr in den Mittelpunkt stellte wie das unsrige. Die Altäre, auf denen das 20. Jahrhundert opfert, sind ungezählt, und es sind nicht Lämmer und Stiere, es sind — o Scheusslichkeit aller Scheusslichkeiten! — es sind wiederum Menschen, die da geopfert werden. Menschenopfer, als hätte Christus nicht ein für allemal Gottes Menschenopfer dargebracht! Was doch schon in Friedenszeiten bei uns nicht alles «Opfer forderte»! Bald war's der Berg, dann war's der See, bald war's die Strasse, bald die Schiene. Wie menschenopferhungrig sind sie doch, diese Götter des 20. Jahrhunderts! Und dann sind die Kriege gekommen. Und «Opfer fielen hier, weder Lamm noch Stier, Menschenopfer unerhört!» (Goethe, die Braut von Korinth). Wer ist der Krieg? Der Krieg bin ich, der Krieg bist du, der Krieg ist das Offenbarwerden des heidnischen Menschen, der selber Opfer bringt, weil er das einmalige, vollgenügende Opfer des Karfreitags verschmäht und nicht an den Gott glaubt, der gerufen hat: «Es ist vollbracht.» Ein Geschlecht, das am einmaligen Opfer Gottes vorbei lebt und vorbei stirbt, bringt heute dem Moloch Menschenopfer dar, «Menschenopfer unerhört». Es wäre bald an der Zeit, umzukehren.

Der Taumelkelch

Es handelt sich hier um ein uraltes Gotteswort. Dieses ist der ganzen prophetischen Geisteswelt bekannt. Alle grossen Propheten reden davon, dass, wenn ein Volk oder Geschlecht es zu weit getrieben hat mit seiner Gottlosigkeit, wenn das Mass der Geduld und Langmut Gottes übertoll geworden ist, dass dann Gott die Menschen dadurch heimsucht, dass er ihnen den Taumelkelch darreicht. Gott kann den gerichtsreifen Völkern einen Becher einschenken, der gefüllt ist mit einem Geist der Trunkenheit, des wahnsinnigen Hochmutes, der Verblendung und der Zwietracht. Das kann Gott tun in seinem Zorn. Wir haben heute schwer, uns des Eindrucks zu erwehren, Gott sei seit Jahrzehnten daran, das mit uns modernen Menschen zu tun.

Dieser göttliche Taumelkelch ist einst schon den frevelmütigen Turmbauern zu Babel kredenzt (ausgeschenkt) worden, so dass sie trunkene Augen erhielten, sich entzweiten und in ihrem hochmütigen Wahn verkommen mussten. So heisst es in einem Psalm: «Ich sprach zu den Ruhmredigen: Rühmet nicht so!, und zu den Gottlosen: Pochet nicht auf Gewalt!, pochet nicht so hoch auf eure Macht, redet nicht so halsstarrig, es habe keine Not, weder vom Aufgang noch vom Niedergang, noch von dem Gebirge in der Wüste. Denn Gott ist Richter, der diesen erniedrigt und jenen erhöht. Denn der Herr hat einen Becher in der Hand und mit starkem Wein voll eingeschenkt und schenkt aus demselben. Aber die Gottlosen müssen alle trinken und die Hefen aussaufen.» Auch Jesaja und Jeremia reden davon, dass Gott die Völker alle zu einem grausigen Trinkgelage zusammensitzen lässt. Und wenn sie dann sich vollgetrunken haben, dann werden sie aufstehen, in Streit entbrennen und sich gegenseitig erschlagen. Bei Habakuk lesen wir über den gewalttätigen und stolzen Bedränger aus dem Norden die Worte: «Wehe dem, der den anderen seinen Zorn zu trinken gibt und aus der

Schale seines Grimmes sie berauscht, um ihre Blöße zu schauen. So trinke nun auch du und taumle! An dich kommt nun der Becher in der Rechten des Herrn; du sollst satt werden an Schmach, statt an Ehre.» Das ist der Blutrausch, den die Völker dieses Jahrhunderts im Leibe haben. Und man könnte nicht behaupten, er sei schon von ihnen gewichen und habe einer heilsamen Nüchternheit Platz gemacht. Noch ist dies Geschlecht fern davon, seinen Rausch der Gottlosigkeit ausgetobt und ausgeschlafen zu haben, sonst könnten wir nicht so seltsam eifrig den Atomkrieg vorbereiten!

Nun aber eröffnet uns die Bibel eine noch bedrängendere Erkenntnis, vor der die Augen zu schliessen uns nicht erlaubt ist. Petrus sagt im ersten seiner Briefe, das Gericht fange an beim Hause Gottes. Er will damit feststellen, dass wenn über die Völker Gottes Gericht ergeht, dass dann auch die Kirche, dass dann jeweilen auch das Gottesvolk seinen Teil davon abbekommt. So sieht schon Jeremia plötzlich unter den Trinkenden, Betrunkenen und Taumelnden auch die Jungfrau Jerusalem. Auch sie sitzt zusammen mit den Völkern und macht mit und nippt vom grausigen Becher. Und bei Hese-kiel lesen wir, wie er übers Gottesvolk Israel sagt: «Du bist den Weg deiner Schwester gegangen (diese Schwester ist das heidnische Samarien im Norden), darum gebe ich nun dir ihren Becher in die Hand. So spricht Gott, der Herr: Den Becher deiner Schwester sollst du trinken, den tiefen und weiten, der gar viel fasst. Der Trunkenheit und des Jammers wirst du voll werden; ein Becher des Schauers und des Schauders ist der Becher deiner Schwester Samaria. Und du sollst ihn austrinken und ausschlürfen und noch an seinen Scherben nagen und dir die Brust aufreissen.» An dieses schreckliche Geheimnis des göttlichen Gerichts, an diesen Zornbecher und Taumelkelch müssen wir denken, wenn wir uns daran erinnern, wie blind und toll weithin auch die gläubigen Christen mit dabei sind. In wie mancher evangelischen Kirche hing das Bild des nordischen — «Erlösers»! Und wie

hat das Haupt eines Teils der Christenheit dem zynischen Vergewaltiger jener kastilianischen Arbeiter und andalusischen Kleinbauern immer und immer wieder den allerhöchsten Segen gespendet! Welch ein Ausmass der Verblendung und der Trunkenheit, des Hochmuts- und des Hadergeistes ist doch in der Kirche beider Konfessionen vorhanden!

Im Neuen Testament kommt der Taumelkelch des göttlichen Gerichtes wieder in den sieben Zornschaalen der Offenbarung des Johannes, aber — Gott sei gepriesen! — nicht nur dort. Dieser Kelch, angefüllt mit Gottes Zorn bis an den Rand, begegnet uns noch einmal in entscheidender Weise in der Passion unseres Herrn und Erlösers. Bei Matthäus lesen wir die denkwürdigen Worte:

«Da kam Jesus mit ihnen zu einem Hofe, der hiess Gethsemane, und sprach zu seinen Jüngern: Setzet euch hier, bis dass ich dorthin gehe und bete. Und nahm zu sich Petrus und die zwei Söhne des Zebedäus und fing an zu trauern und zu zagen. Da sprach Jesus zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibt hier und wachet mit mir! Und ging hin ein wenig, fiel nieder auf sein Angesicht und betete und sprach: Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst! Und er kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend und sprach zu Petrus: Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, dass ihr nicht in Anfechtung fallet! Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Zum andernmal ging er wieder hin und sprach: Mein Vater, ist's nicht möglich, dass dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille! Und er kam und fand sie abermals schlafend, und ihre Augen waren voll Schlafs. Und er liess sie und ging abermals hin und betete zum drittenmal und redete dieselben Worte.»

Da, in Gethsemane, muss der Erlöser der Welt einen Blick tun in den «tiefen und weiten Becher, der gar viel fasst».

Was er da drin schaut, versetzt ihn in Zittern und Zagen. Dann aber fasst er ihn an mit beiden Händen und geht ans Kreuz. Damit trinkt er ihn. Drei Stunden wird es finster, drei Stunden muss er trinken und immer wieder trinken, den Kelch, der mit Gottes Zorn über sein Volk und über alle Völker angefüllt ist. Und er trinkt ihn leer bis auf den untersten Grund und kostet seine ganze Bitterkeit aus bis zum bitteren Ende. Und als er rufen konnte: «Es ist vollbracht», da hatte er den letzten, den bittersten Tropfen getrunken. Damit aber ist der Kelch des göttlichen Zornes zum Kelch des Heils geworden. Seither steht zwischen den Völkern ein anderer Tisch. Das ist nun nicht mehr der grausige Taumeltisch, sondern der Tisch der Gnade, des Friedens und der Versöhnung. An diesen Tisch sind nun alle Völker gerufen. Er ist es nun, der die Welt zusammenhält. Eindringlicher als je zuvor ruft Christus heute in die Welt hinein, für die er den Kelch getrunken hat: «Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wer mir die Türe auf tut, zu dem will ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.» Nicht Verblendung wird hier angeboten, sondern Wahrheit, nicht Rausch, sondern Nüchternheit und Zucht, nicht Grössenwahn, sondern dienende Demut, nicht Hader, sondern Liebe. Es kann sein und ist nicht unwahrscheinlich, dass noch ein schweres Gericht über die Kirche gehen wird deswegen, weil auch sie mitgezecht hat beim grausigen Trinkgelage der Völker. Wir werden uns dessen nicht verwundern und beklagen dürfen. Gott lässt seiner nicht spotten, zuallerletzt von seiten der Seinen. Es können noch Altäre, von Menschenhand gebaut, zerschlagen werden. Aber den Tisch mit dem Kelch des Heils, den Gott selber am Karfreitag in die Mitte der Völker gestellt hat, den wird keine Menschenhand mehr umstossen können, bis dass Christus wiederkommt und das Wort in Erfüllung geht: «Ich sage euch: Von nun an werde ich nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstockes trinken bis an

den Tag, da ich's neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.»

Der unbequeme Zeitgenosse

Als ein frommer Gottesgelehrter gefragt wurde, ob es einen Beweis dafür gebe, dass das, was in der Bibel stehe, auch wahr sei, da habe er nach kurzem Besinnen die rätselhafte Antwort gegeben: Die Juden. Er hat damit offenbar nichts anderes sagen wollen als: die Juden seien der Beweis dafür, dass Gott ein Wort, das er einmal gegeben hat, auch halte. Gott hat sozusagen ein Manneswort, ein Ehrenwort, ein Herrenwort. Für diese heilige Eigenschaft Gottes, dass er ein einmal gegebenes Treuwort unter keinen Umständen bricht, sind nun in der Tat die Juden ein geradezu verblüffendes Beispiel.

Im fernen Dunkel der Jahrtausende, einem Mann mit Namen Abraham, gibt Gott sein Herrenwort. Diesem einen Mann wird das Versprechen: Ich will deine Nachkommen machen so zahlreich wie den Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel, die du nicht zu zählen vermagst. Ein Volk soll aus den Lenden Abrahams hervorgehen, und durch dieses eine Volk sollen alle Völker gesegnet werden. Was daraufhin folgt, die ganze Geschichte Israels, von Abraham bis auf Christus, ist nichts anderes als eine einzige Einlösung dieses Versprechens.

Nicht besondere Vorzüge der Rasse, des Blutes und der Seele oder gar Vorzüge des Geistes und der Moral sind es, die ausgerechnet dieses Volk besonders geeignet gemacht hätten für diesen gewaltigen Gottesdienst an aller Welt, nein, sondern so wie eine Hausfrau eine Kerze in den Kerzenhalter steckt, so hat Gott dieses Volk als Kerzenhalter benutzt, damit sein Gotteslicht brenne unter den Nationen. Der Kerzenhalter ist nicht das Licht, hat somit keinerlei Ruhm. Im Gegenteil, oft genug ist er verschmiert und beschmutzt. Aber es hat Gott nun einmal selbtherrlich und willkürlich gefallen, sich gerade dieses Volkes als Kerzenhalter und Lichtträger zu bedienen.

Es sind dann Anfeindungen, ja immer wieder Ausrottungsversuche ergangen gegen dieses Volk. Die Pharaonen in Ägypten, die Erbauer der Pyramiden, haben es versucht; die Könige von Babylon und später die Kaiser in Rom; die Hände jüdischer Kriegsgefangener haben das Kolosseum in Rom gebaut. Die Bedrücker Israels haben alle ihr Ziel nicht erreicht; die Juden haben sie alle überlebt, auch die grimmigsten unter ihnen. Ja, aller innere Zerfall des Volkes selbst, alles inner jüdische Versagen — denken wir an das Verhalten in der Wüste unter Mose, denken wir an die Zeit des Elia, da der Prophet zeitweise den Eindruck haben muss, er sei mutterseelenallein übrig geblieben, um Gottes Licht zu hüten, denken wir an die Einsamkeit eines Jeremia — alle jüdische Untreue hat es nicht zustande gebracht, Gott in seiner Treue irre zu machen. So grosszügig und so unverwundlich hält Gott gegebene Versprechen, dass er dieses Volk durchträgt bis in die Tage Johannes des Täufers und dass er schliesslich den, der von Ewigkeit her bei ihm war, in diesem Volke Fleisch werden lässt. Die Jungfrau, die Jesus trägt, ist Jüdin. Und wenn wir singen «in unser armes Fleisch und Blut verwandelt sich das ewig Gut» — dann ist es jüdisches Fleisch und Judenblut, das damit gemeint ist. Nicht um irgendwelcher Vorzüge dieses Blutes willen — noch einmal sei es gesagt! —, sondern um der gegebenen Verheissungen willen gehört Jesus Christus diesem Volke an. Das ist es ja, was uns die Evangelisten in ehrfurchtsvollem Erstaunen immer wieder zeigen wollen, diese einzigartige Treue Gottes ist es. Darum können sie nicht von Jesus erzählen, ohne immer und immer wieder, fast bis zur Ermüdung, auszubrechen in den Jubel- und Dankesruf: «Das ist geschehen, auf dass erfüllet würde, was geschrieben steht.» Gott hält Wort.

Aber dann geschieht das Fürchterliche, dass dieses Volk, als Gottes Treuwort in der Person Christi zu ihm kam, dieses Treuwort ablehnte und in Christus die fleischgewordene Treue Gottes unter äusserster Schmach und Lästerung

kreuzigte. «Darüber», sagt der Apostel Paulus, selber ein bekehrter Jude, «trage ich grosse Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlass in meinem Herzen» (Römer 9).

Und nun? nachdem das geschehen ist? hält nun Gott nicht mehr Wort? Sieht sich Gott durch dieses abgründig-frevelhafte Benehmen Israels gleichsam seines Treuwortes entbunden? Zu erwarten wäre nun so etwas. Aber es geschieht etwas anderes. So wie einst, als das Volk ums goldene Kalb tanzte, oben auf dem Berg ein Moses mit Gott ringt — «vergib ihnen diese Missetat» —, so gibt es nun auch hier einen, der von oben herab, vom Kreuz herunter, die Worte über sie spricht: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Christus bietet Israel die Vergebung an. Petrus handelt im Namen und Auftrag seines Herrn, wenn er am Tage der Pfingsten dieses Volk eindringlich und öffentlich noch einmal zur Busse ruft und ihm feierlich die Versöhnung anbietet. Die Apostel handeln im Auftrag ihres Herrn, wenn sie die Abmachung treffen, Petrus solle von nun an unter den Juden die frohe Botschaft verkündigen, und Paulus handelt im Auftrag seines Meisters, wenn auch er in kein Dorf und in keine Stadt und in keine Gegend Einzug hält, ohne dass er sich zuvor nach der Judenschaft umsieht und nach der Synagoge erkundigt. Gott hält diesem Volk auch jetzt noch seine Treue.

Damit leuchtet die Gnade des Kreuzes in ihrem hellsten Glanz. Wenn Christus *hier* sagt: «Vater, vergib ihnen», wo sollte er es dann nicht sagen? Wenn es hier noch eine Vergebung gibt, und es gibt sie, dann, ja, dann ist es wahr, was geschrieben steht, «wenn eure Sünde gleich blutrot wäre, so soll sie doch schneeweiss werden, und wenn sie gleich wäre wie Scharlach, so soll sie doch wie Wolle werden». Mit andern Worten, nicht nur um der Juden willen ist jenes Wort vom Kreuz herunter zu den Juden gesagt, sondern um unser aller willen, um meinet- und um deinetwillen. Wenn den Juden nicht vergeben wäre, dann wäre dir und mir auch nicht

vergeben, dann stände unser aller Heil auf gar tönernen Füßen.

Es gibt immer wieder Christen, die versuchen, salbungsvoll die Greuel und Schandtaten, die an den Juden verübt werden, zu rechtfertigen damit, sie hätten eben den Herrn gekreuzigt, und das sei nun die gerechte Strafe dafür. Wer als Christ so redet, der vergisst, dass wahrhaftig nicht nur die Juden Christus kreuzigten, sondern dass wir alle immer wieder in derselben Verdammnis liegen nach dem Wort: «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr *mir* getan, und was ihr nicht getan habt, das habt ihr *mir* auch nicht getan.» Wer an der Vergebung Israels rüttelt, rüttelt an dem Baum, in dessen Schutz und Schatten er selber sitzt, der sägt den Ast ein, der ihn selber trägt, der wirft Dreck in die Quelle, aus der er selber täglich und stündlich zu trinken angewiesen ist, und bohrt eigenhändig den Kahn an, in dem er selber fährt. Wer Gott zumutet, er habe in Jesus Christus dem Abraham das Wort gebrochen statt erfüllt, der glaubt an einen wortbrüchigen Gott.

Wenn heute das alte und das neue Israel, die Juden und die Christen, auf getrennten Stühlen sitzen, zusammen gehören sie doch. Sie gehören näher, sie gehören anders zusammen als Christen und Heiden. Der Stuhl am Tisch bleibt für Juda reserviert. Es gibt am Abendmahlstisch noch einen Stuhl fürs Volk Israel, der ihm offen bleibt bis zuletzt. Eine Christengemeinde hat darum Gescheiteres zu tun, als Judenverfolgungen gutzuheissen, sie hat den Juden fort und fort den leeren Stuhl zu zeigen und sie einzuladen, sich doch endlich darauf zu setzen. Es bleibt ein Geheimnis, ein noch ungelöstes, über diesem Volk; ein noch ungesprochenes, besonderes Wort wird einst über ihm noch gesprochen werden. Bis auf diesen Tag — es wird der Jüngste sein —, den Tag, da die Gräber aufgehen werden, bis zu diesem Tag wird Gott die Juden erhalten. Darum gibt es heute noch Juden, obschon längst alle Bedingungen dafür erfüllt wären, dass es keine

mehr gäbe. Viele Jahrhunderte lang existieren sie nirgends mit einem Land auf der Völkerkarte. Nennt mir ein Volk, das zweieinhalb Jahrtausende nicht mehr daheim war und das dennoch immer wieder existiert! Es gibt tatsächlich kein anderes Volk wie dieses. Nicht, weil es ein besonders zähes, wie man so sagt, ein «Katzenleben» hätte, besteht es immer noch, sondern weil Gottes gnädiger Erhaltungswille es bis zur Stunde hindurch getragen hat. So wie Gott das neue Israel erhalten will, «die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen», so will er das alte Israel erhalten auf den Tag hin, da es ja sagen wird zu dem, den es einst verworfen hat, ja zu Christus.

Ja, wir Christen merken immer wieder, dass wir, wenn jetzt auch getrennt, von Haus aus mit dem alten Israel, dessen Rest noch da ist, zusammengehören. Unsere ganze Vergangenheit ist mit dem Judentum verknüpft. Wir haben die Kunde von Gott durch die Juden empfangen müssen, das Judentum ist auch unsere Bibel, unser Heil ist tatsächlich «von den Juden gekommen». Diese Tatsachen können wir durch keinen Hass und durch keine Hetze abschütteln. Aber nicht nur unsere Vergangenheit, auch unsere Zukunft gehört zusammen. Nicht in der Judenbibel, sondern in der unsrigen, in der Christenbibel, steht geschrieben, dass über dem Judentum noch eine Sonderverheissung hängt. Es wird für dieses Volk tatsächlich noch einmal eine Stunde schlagen, eine Gnadenstunde am Ende der Zeit. Wenn die Vollzahl der Heiden eingegangen ist, sagt der Apostel, dann wird auch Israel (und er meint damit die Juden) noch einmal eine besondere Stunde der Bekehrung erfahren dürfen. So weit wirkt Gottes Treuwort, dem Abraham gegeben, in Christus erfüllt, noch nach. Sie ist und ist nicht totzuschlagen, diese Gottestreue. Sie ist es, welche die Welt zusammenhält. Unsere Zukunft, unsere letzte Zukunft ist also mit der israelitischen Zukunft zusammengekoppelt. Und wer die Hoffnung für die Juden wegwirft, der bricht den Schlussstein aus dem Gewölbe, und

der ganze Dom unserer christlichen Hoffnungen ist unsicher geworden.

Aber wir haben nicht nur Gemeinsames in der Vergangenheit und Zukunft, wir haben in gewisser Hinsicht auch eine gemeinsame Gegenwart. Seit Abrahams Zeiten ist Israel ein Fremdling unter den Nationen. Auch während der kurzen Zeit, da es das Gelobte Land bewohnt, ist und bleibt es Fremdling. Ist das etwa im Blick aufs neue Israel, im Blick auf die Kirche Christi anders? Ist die Gemeinde Christi, da, wo sie es wirklich ist, etwa weniger ein Fremdling? Hat das ein Jude oder ein Christ gesprochen, dass wir hier keine bleibende Statt haben? Wir sind Fremdlinge und Pilgrime in dieser Zeit und Welt und harren eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Der «ewige Jude» hat einen christlichen Bruder. Auch wenn der «ewige Christ» sich vom «ewigen Juden» unterscheidet darin, dass er den Frieden in Christus gefunden hat, unterscheidet er sich doch darin nicht von ihm, dass auch er «muss gehasset werden von jedermann».

Kantate-Sonntag in der Notkirche

Die Stadt war evakuiert worden. Der Pfarrer und seine Frau, zusammen mit einem kleinen Rest der Gemeinde, waren zurückgeblieben. Dann kam die grosse Bombardierung. Sie sass im Keller des Pfarrhauses, einem besonders stark gebauten Gemach. Wie aus einer Vorahnung heraus war das Kellerfenster einige Tage vorher noch mit einer massiven Panzerplatte verschlossen worden. Die Erde habe unter der Wucht der Einschläge geschwankt. Es sei fast gewesen, wie wenn man bei sehr starkem Wellengang sich auf einem Meerschiff befinde. Der Luftdruck aber sei so gewaltig geworden, dass die Platte am Fenster, als wäre sie Glas, eingedrückt worden sei. Eine dicke Wolke von Mörtelstaub habe angefangen, das Atmen in beängstigender Weise zu beeinträchtigen. Auf einmal sei unter dem Schlag eines Volltreffers das dreistöckige Haus über ihnen zusammengesunken. Die Bruchteile von Augenblicken seien nicht zu beschreiben, während welcher es sich entschied, ob die Kellerdecke widerstehen könne oder durchschlagen werde. Sie habe standgehalten.

Und dann erzählt er weiter, wie sie aus dem nun, Gott sei Dank, eingedrückten Kellerloch sich herausgearbeitet hatten, wie sie, endlich oben, und endlich wieder imstande, etwas zu sehen, eine ihnen völlig unbekannte Gegend antrafen, keine Häuser mehr, keine Strassen mehr, nur Hügel über Hügel, wie in einer Steinwüste. Das erste, das sie hören, ist der Hilfeschrei eines Überlebenden aus einem der Keller hervor, eines französischen Kriegsgefangenen, wie sie ihn herauszuarbeiten versuchen, er zusammen mit einem andern der Verschüttung Entronnenen. Und wie sie so über die Schuttberge steigen, was sehen sie dort oben auf dem Mauerstrunk? Wie ein Marmorblock blendendweiss im Zwielicht der Dämmerung? Wie sie näher zusehen, ist's ein

abgetrennter Menschenkopf. Der Begleiter schreit: «Jeh, das ist ja der Schenk Hannes!»

So erzählen die Leute. Keine Kirche, kein Pfarrhaus mehr, das evangelische Krankenhaus um einen Drittel niedergehauen. Die Stadt ist zu 85 Prozent zerbombt. Und doch, wenn sie vorher 30'000 Einwohner beherbergte, so sind jetzt wieder deren über 20'000 zurückgekehrt, dahin, wo einst ihre Heimat war. Man sieht zum Teil noch kaum, wo früher Strassen durchliefen. Und fragst du den Geistlichen, wo denn nun seine Leute wohnen, dann sagt er dir, du müsstest einmal des Nachts durch die Trümmer wandern, dann würdest du staunen darüber, wo überall noch Lichter aus der Erde hervorleuchteten und also Menschen wohnten. Zum Teil hausen sie, in unvorstellbarer Weise zusammengedrängt, in den weniger hergenommenen Vorbezirken und in Gartenhäuschen.

Es ist Samstagabend. Eine Gruppe junger Menschen, in aller Bescheidenheit festlich aufgeputzt, bewegt sich stadtauswärts. Sie gehen offensichtlich zum Tanz. Sie sind zu sieben, zwei Burschen und fünf Mädchen. An einem zerbombten Gebäude kann man aus den paar noch vorhandenen Buchstaben heraus erraten, dass es einst eine mechanische Werkstätte war. Der Garten davor ist nicht nur geräumt, sondern peinlich exakt und schulgerecht wie vom Gärtnermeister bestellt. Er ist ein richtiger Herrschaftsgarten geblieben und steht in vollem Maienflor. Und dann kommt man zu einem seltsamen Ort. Es muss einst einer der Hauptplätze der Stadt gewesen sein. Da hat sich früher um diese späte Sonnabend-Nachmittagsstunde ein arbeitsames Völklein getummelt und hat sich Stelldichein gegeben im Genuss des wohlverdienten Feierabends. Jetzt gähnen ringsherum die toten Fensterlöcher einstiger Geschäftshäuser und öffentlicher Gebäude. Die angekohlten Balken sind, offenbar zu Brennholzzwecken, bis satt an den Schutt hinan abgesägt. An einigen Häuserstellen sind Verbote angebracht, die das Wegnehmen von

Holz und Steinen verhindern sollen. Schrecklich verbogen, wie aus einem Leib herausgerissene Gedärme, ist das Röhrenwerk und die blossgelegte Eisenarmatur eines Grosskaufhauses anzusehen. Mitten auf diesem einstigen Paradeplatz aber steht jetzt mutterseelenallein ein Bismarck. Da steht er, gestiefelt, Grünspan auf der Pickelhaube, eben dran, mit herrischem Griff eine papierene Verordnung zu entrollen. Die Bomben, die ringsum grausam ganze Arbeit leisteten, haben ihn grausam stehen lassen, den Eisernen Kanzler, inmitten seiner versunkenen Herrlichkeit.

Es gibt an diesem Ort auch eine christliche Gemeinde. Im grossen Fabrikationssaal einer Zichorienfabrik, deren äussere Mauern noch stehen geblieben waren, hat man nun in unermüdlichem Kampf ein regelrechtes Kirchengemeindehaus ausgebaut. Das geschah mit den primitivsten Mitteln. Jeder Nagel, jeder Tropfen Farbe musste dabei erkämpft werden. Das Haus wurde letztes Jahr am 1. Advent eingeweiht, heute, am 2. Mai, kommt endlich, post festum (zu spät), die vor anderthalb Jahren eingereichte Baubewilligung. Ein nicht grossartiges, aber von Liebe und Hingabe strahlendes Gemeindeheim ist hier entstanden. Es ist ein Ort der Armut und des Notbehelfs, kann niemals aufkommen gegen die Kirchenpaläste, die ein gutbürgerliches Christentum einst auftürmte. umso ergreifender nehmen sich die offensichtlichen Bemühungen aus, mit den vorhandenen oder, besser gesagt, trotz der fehlenden Mittel etwas Schönes und ausgesprochen Geschmackvolles hinzustellen. Eine roh gezimmerte, aber mit umso sorgfältiger auserlesenem Holz erstellte kleine Kanzel steht nicht über, sondern im Raum drin. Seitwärts, wo früher ein Loggia (Säulenhalle) artiger Lageraum sich etwas über den Hauptsaal erhob, ist jetzt eine prächtige Empore entstanden. Eine Dorfgemeinde aus der Nachbarschaft hat ihre kleine Orgel mietweise für zwei Jahre hergegeben. Wohl hat die Besetzungsmacht seinerzeit als erstes Bauprojekt, das sie an die Hand nahm, in der

zerschossenen alten Töcherschule ein Kino eingerichtet, in das man viel, vor allem halbwüchsiges Jungvolk strömen sieht, aber dort unten, in dieser so freundlich eingerichteten Notkirche der heimgesuchten Gemeinde, habe ich einen Kantate-Sonntag miterleben dürfen, der einen an jenen denkwürdigen Freudentag in den notdürftig hergerichteten Ruinen Jerusalems erinnert, wovon Nehemia sagt: «Und die Sänger sangen laut. Und es wurden desselben Tages grosse Opfer geopfert, und sie waren fröhlich. Denn Gott hatte ihnen eine grosse Freude gemacht, dass sich auch Weiber und Kinder freuten, und man hörte die Freude Jerusalems ferne.» Es wurde hier eine Art des Singens hörbar, die einem vorkam, als läge darüber ein Jubilieren, das nicht nur von Menschenmund stammt.

Ich durfte am Gottesdienst teilnehmen. Der Kantate-Sonntag war offenbar ein besonderes Ereignis für diese Ruinen-Menschen. Sie haben es unternommen, den Tag zu einem Kreis-Kirchenmusiktag auszugestalten. Aus der näheren und weiteren Umgebung, zum Teil aus beinahe unversehrten Dörfern, waren Leute zu Fuss und per Rad hereingekommen, meistens junges Kirchenvolk. Wir betraten den Gottesdienstraum durch eine Seitentür und kamen zunächst in eine halb fertige Suppenküche, wo von eifrigen Helferinnen in sauberen Schürzen bereits die Vorbereitungen für die mit-tägliche Armenspeisung getroffen wurden. Das Wasser in den beiden riesigen Suppenkesseln stiess bereits kleine Dampfwolken aus. Hier, inmitten der Küchenmannschaft, zog der Prediger seinen Talar an. Dann betraten wir den dicht gedrängten Saal. Im Gottesdienst sangen die vereinigten Chöre, es sang die Gemeinde, es spielte ein kleines Orchester mit und die geliehene kleine Dorforgel, alles so seltsam zart, wie wenn ein schwerkrank Gewesener und nun Genesender zum erstenmal vors Haus geht und nicht anders kann, als ein Liedchen anzustimmen, es tönte so zart, so

menschlich gebrochen und doch so göttlich kräftig; zwischenhinein sang sogar ein reiner Sopran ein Solo.

In der Mitte des Gottesdienstes aber stand eine kräftige Predigt. Der Nachbarpfarrer, ein Mann, der als Wachtmeister den ganzen Krieg durchlitten hat, sprach über das Wort: «Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab.» Er sagte, in aller Kürze zusammengefasst, ungefähr dieses: Die eigentlich gute und wirklich vollkommene Gabe, die von oben herabkam, kommt und kommen wird, ist das Wort Gottes, das lebendige Wort, in Christus erschienen. Gott lässt zu, dass Familien sich ruinieren, Gott lässt zu, dass ein Volk sich ruiniert; aber nie lässt Gott zu, dass sein Wort ruiniert werde. Dies Wort bleibt. Es bleibt uns über den Ruinen, darum danken wir, dafür loben, darum singen, darum musizieren und jublieren wir. Wir singen heute, auch wenn wir jetzt mit Scham erfüllt sind über das, was unser Volk in der Welt angerichtet hat, wir singen, auch wenn dabei unsere Tränen über die Leichname unserer Lieben fallen, wir singen, auch wenn uns das Heimweh nach unseren Gefangenen und die Sorge um unsere Vermissten plagt, wir singen, auch wenn uns der Magen vor Hunger schmerzt, wir singen, weil Christus lebt und sein Wort, die vollkommene Gabe, uns geschenkt ist heute.

Nach dieser Predigt sang die Gemeinde wieder. Welch ein Singen! Hungergezeichnete Menschen singen! Und dann kam die Strophe, die Paul Gerhardt einst auch für eine hungernde Kirche gebetet hat:

«Er weiss viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod,
Ernährt und reichet Speisen zur Zeit der Hungersnot,
Macht schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl,
Und die da sind gefangen, die reißt er aus der Qual.»

So sang diese Gemeinde. Es war kein Brüllen, wie wohlgenährte Menschen etwa, sogar auch wenn sie vor Gott stehen, zu brüllen pflegen, es war lebendiger, geistgewirkter, wenn

auch menschlich gedämpfter, so doch kraftvoller, von aller Wehleidigkeit und Sentimentalität freier Gesang. So sangen die Bässe im Chor, so jubelten die Geigen und Flöten im kleinen Orchester, so bezeugten es die Pfeifen der gemieteten Dorforgel. Man konnte zwar nicht «schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl» sehen, die Gesichter der Sänger und Sängerinnen waren bleich, schrecklich bleich, aber es lag ein Leuchten in den tiefliegenden und gerade darum so auffälligen Augen. Und draussen im Vorraum summte, sang und brodelte das Wasser für die Armensuppe.

Absolute Luftüberlegenheit

Wie oft haben wir dies Wort in den Kriegsberichten unseligen Angedenkens gehört und gelesen! Hat es sich doch herausgestellt, dass derjenige, der über die Luftüberlegenheit verfügen würde, früher oder später siegen werde. Nicht zu Lande, nicht zu Wasser, sondern in der Luft sollte die letzte Entscheidung fallen. Es ist jedenfalls ein seltsames, in seiner Widersinnigkeit beachtliches Zeichen, dass in diesem höllischen Krieg erstmalig das Schwergewicht der Ereignisse von der Erde weg an den Himmel verlegt worden ist. Und es ist vielleicht nicht ganz von ungefähr, dass ein guter und viel gelesener Kriegsfliegerroman den Titel trägt: «An den Himmel geschrieben.» Und wohl schon lange her hat dies Geschlecht nicht mehr soviel zum Himmel aufgeschaut bei Tag und bei Nacht wie in diesen nun vergangenen Jahrzehnten. So seltsam es tönen mag, schon lange her hat dies Geschlecht sich nicht mehr so gefürchtet vor dem, was von oben kommt, und längst hatten wir verlernt, so auf Hilfe von oben zu harren, wie das bei den Menschen in diesen letzten Kriegen nun wieder der Fall gewesen ist. Ist es nicht zum Nachdenklichwerden, dass ausgerechnet ein Geschlecht, das nur noch mit verächtlichem Lächeln sagen konnte «Aller Segen kommt von oben», dass ausgerechnet diese himmellosen Menschen nun, ob sie wollten oder nicht, Tod oder Leben von oben erfürchten oder erwarten mussten! Wir aber können über diese Neuentdeckung des äusseren Himmels heute den stillen Seufzer nicht unterdrücken: Wenn doch dieses Geschlecht bald einmal dazu käme, den wirklichen und wahren Himmel wieder zu entdecken, nicht den Himmel der Nachtjäger und viermotorigen Bomber, nicht den Himmel der Heinkels und der Junkers, sondern den Himmel der Engel, den Himmel Gottes, den Himmel der Himmelfahrt, jenen anderen Himmel, den Christus meint, wenn er vor dem

Abschied zu seinen Jüngern sagt: «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel.»

Dass ihm im Himmel alle Gewalt übergeben ist, das entscheidet. Was hülfe uns ein Erlöser, dem auf Erden alle Gewalt übergeben wäre, aber er besäße den Himmel nicht? Er hätte den Himmel nicht hinter sich? Er hätte den Himmel nicht für sich oder er hätte den Himmel gar gegen sich? Wenn man nicht einmal einen ganztägigen Ausflug machen oder eine Are Gartenland bepflanzen kann ohne den Himmel, was wäre erst ein Welterlöser ohne Himmel? Darum wohl uns, dass uns ein Erlöser gesetzt ist, der von sich sagen kann: «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel.» Einem Erlöser, der den Himmel besitzt, ist es ein kleines, eines Tages auch die Erde zu besitzen. Wer wollte ihn daran hindern? Oder wer wollte von der Erde aus eine Offensive gegen den Himmel unternehmen? Sie sind gestorben und verdorben, alle, die je zu solch wahnwitzigem Unternehmen sich aufmachten. Was immer Menschen gegen den Himmel denken, sagen und tun, ist törichte Kinderei. Die Toren sind es, die sprechen in ihrem Herzen: «Es ist kein Gott.»

Es gibt Zeiten, da Gottes Sache hier auf Erden in besonderer Weise bedrängt ist, so bedrängt, dass sie uns bedroht erscheint und dass man, menschlich gesprochen, für sie bangen müsste. Das sind Zeiten, da das Böse sich seltsam ungehört austoben kann. Gottes Sache scheint dann wie verloren und verkauft. Aber sie ist nicht verloren, kann nicht verloren sein, denn «ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel». Die «absolute Luftüberlegenheit» ist ihm verliehen. Was bricht ihm das ab, wenn da auf Erden, in dieser winzigen Provinz seines Reiches, die Leutchen sich gebärden, als wären sie Alleinherren im Haus! Was ändert das am Glanze des Mondes, wenn da unten auf Erden ein Dackelchen ihn anbellt! Den Himmel stürmt ja doch keiner. Gott sitzt auf einem Thron, von dem ihn keiner stürzt. Wer, so wie er, die Luftüberlegenheit besitzt, dem braucht nicht bange zu sein um

seinen Thron. Und töricht ist es, um die Königsherrschaft Christi Angst zu haben und besorgt zu sein. Angst haben, das müssen die irdischen Gewalthaber um den Fortbestand ihrer Gewalt. Auf wie tönernen Füßen diese steht, das zeigt eine kleine Anekdote aus der Zeit des einst sehr mächtigen Deutschen Kaisers Wilhelm II. Geheimrat Dr. Duden, der Schöpfer der deutschen Rechtschreibung, hatte sich erlaubt, in einer Neuausgabe seines Buches, worin er sämtliche unnötigen «th» zu einem gewöhnlichen «t» vereinfachte, auch am Worte «Thron» das «h» zu streichen. Als Wilhelm beim Durchblättern des Buches dieser Abänderung gewahr wurde, da soll er in Wut geraten sein und habe an den Rand mit roter Tinte die Bemerkung hingeworfen: «An meinem Thron wird nicht gerüttelt!» So empfindlich sind die Herrschaften dieser Welt. Sie bekommen es schon mit der Angst zu tun, wenn an ihrem «Thron» ein kleines «h» entfernt wird. Derjenige aber, dem die absolute Luftüberlegenheit übergeben ist, der Herr aller Engel und Seligen, der braucht sich keine Sorge zu bereiten um den Bestand seines Reiches. Ihm ist alle Gewalt im Himmel übergeben. Wer sollte sie ihm zu entreissen vermögen? Er ist ein absolut unabsetzbarer Herr, und sein Thron ist uneinnehmbar von der Erde her.

Diese Machtstellung ist Christus gegeben. Er hat sie nicht an sich gerissen, wie das sonst bei Macht und Gewalt üblich ist. Sie ist ihm vom Vater gegeben, und zwar nicht ohne Grund. Er hat zuvor dem Vater gehorcht und ist den Weg der Menschwerdung gegangen bis in die untersten Tiefen hinab. Er hat zuvor völlig auf jede eigene Macht verzichtet, so völlig, dass er bis in die äusserste Ohnmacht, bis ans Kreuz, gegangen ist. «Darum», heisst es, «darum hat ihn auch Gott erhöht.» Und wenn man sich nun fragt, wie Christus diese seine Gewalt gebrauche, die ihm im Himmel gegeben ist, dann lautet die Antwort: uns zugute. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Er könnte sie auch gegen uns gebrauchen. Schlecht genug hätten wir es ihm gemacht. Er könnte uns

unsere Schlechtigkeit und Ablehnung vergelten, und zwar gründlich. Wie menschlich wäre das doch! Wie mancher nimmt später, wenn er an die Macht gelangt ist, Rache an denen, die ihn früher quälten! Christus aber tut nicht, was menschlich, sondern was göttlich ist. Christus setzt sich für uns ein zur Rechten des Vaters. Er macht seinen Einfluss vor dem Thron des Vaters geltend als unser Anwalt, Fürsprecher und Fürbitter. Wie haben wir als Kinder unseren Kameraden vom Nachbarhaus beneidet, der nicht müde wurde, uns immer und immer wieder zu sagen, er habe dann einen Onkel im Gemeinderat. Wir haben einen, der mehr ist als ein Onkel. Er steht uns näher als unser bester Freund, Bruder oder Vater. Er ist unser Erlöser. Und den haben wir nicht nur im Gemeinderat, auch nicht nur im Kantonsrat, auch nicht nur im Nationalrat, auch nicht nur im Bundesrat, den haben wir auch nicht nur im Rat der Nationen, nein, den haben wir im himmlischen Rat, dort, wo die höchsten und letzten Entschiede fallen. Er ist es, der die Welt im Innersten zusammenhält. Vom Himmel her führt er sein Regiment auch über die Erde. Es ist jetzt noch ein verborgenes Regiment, das unsere Augen nicht sehen oder höchstens zeichenhaft. Aber es ist keinen Augenblick daran zu zweifeln, dass er sein Regiment braucht. Die Engelleionen sind jetzt schon seine dienstbaren Geister. In deinem Leben hatten schon mehr als einmal Engel ihre Hand im Spiel, und auch im Völkergeschehen dürfen wir die Unsichtbaren Tag und Nacht am Werke wissen. Wer weiss, ob nicht seinerzeit bei Stalingrad Engel den berühmten Entscheid herbeigeführt haben!

Hier auf Erden führt er sein verborgen Regiment vor allem bei denen, die an ihn glauben. Die Schar derer ist unabsehbar, die täglich und stündlich ihr Tun und ihr Lassen nach dem zu richten bestrebt sind, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, die sich persönlich schon jetzt und hier auf Erden in der Gewalt Jesu wissen und ihm als ihrem höchsten König dienen. So wird nach alter Darstellung die

Kirche als der Leib Christi auf Erden aufgefasst, während Christus, das Haupt der Kirche, im Himmel ist, das Haupt, von dem her alle Entschlüsse und Befehle ergehen. Wer persönlich diesem Herrn sich verbunden und verpflichtet weiss, der zweifelt keinen Augenblick daran, dass er auch hier auf Erden alle Gewalt hat. Freilich wird der Gläubige hier auf eine Probe gestellt, indem er diese Gewalt jetzt ausser sich selber nur spärlich sehen und nur mangelhaft feststellen kann. Wir stehen noch im Advent, im Zeitabschnitt der Langmut und Geduld Gottes, in jenem Zeitabschnitt, der für Gott gewollt und für uns Menschen ungewollt eine Wartezeit bedeutet. Hier müssen wir noch das Adventslied anstimmen, in welchem die Worte stehen: «Herrscher, herrsche, Sieger, siege, König, brauch dein Regiment, führe deines Reiches Kriege, mach der Sklaverei ein End.» Aber wenn wir auch jetzt noch als angefochtene Schar so rufen müssen, so geschieht das doch auch in Getrostheit, geschieht sicher nie so, dass wir an seiner absoluten Luftüberlegenheit zweifeln würden. Auch wenn wir jetzt oft genug unter dem Eindruck stehen, er brauche seine Gewalt auf Erden auch gar spärlich und zurückhaltend, so ist es doch nur unserer Kurzsichtigkeit und unserem stumpfen Blick zuzuschreiben, dass wir sein verborgenes Eingreifen so oft nicht sehen und da klagen, wo er bereits die Wendung vorbereitet oder gar herbeigeführt hat.

Es scheint ja jetzt gerade wieder in der Völkerwelt, als wäre nicht Christus, sondern dem Teufel die absolute Luftüberlegenheit gegeben. Es liegt jetzt so viel Wüstes und Finsteres in der Luft! Der Glaube an den Sieg des Himmels müsste von der Christenheit jetzt ganz anders festgehalten werden. Und jeder wiederkehrende Himmelfahrtstag müsste uns eine selige Fülle neuen Mutes schenken zu dieser armen Erde. Und allem gegenteiligen Augenschein zum Trotz sollen wir an diesem Tag in die unheimliche Welt hinein bekennen, dass ihm dennoch alle Gewalt im Himmel, dass ihm dennoch

die absolute Luftüberlegenheit gegeben ist. Gewiss, sie sieht aus, als ob sie heute oder morgen in Stücke zerbersten oder in Staub zerrieben könnte — aber es gibt einen, der diese alte Welt zusammenhält. Diese zusammenhaltende Kraft ist im Himmel.

Der Steinbrucharbeiter und seine Frau

Er singt einen Bass, der sich darf hören lassen. Das habe ich gestern Abend wieder denken müssen in der Schule droben. Sie haben ja schön gesungen, die Kinder, und ihren Batzen wohl verdient für die Schulreise, und der Schulmeister hat geschwitzt; aber als sie das «Unser Leben gleicht der Reise...» anstimmten, da hat hinten im Publikum einer drein gesummt, ganz unten herauf wie aus einer Brunnenstube, und so geschickt hat er die Töne gesetzt, hinauf, hinab und noch tiefer hinab, es drang durchs Herz bis hinunter in die Magengegend. Und der Schulmeister begehrte nicht auf, und niemand rief: Ruhig da!, und jedermann wusste, das ist Xanders Bass.

Wer im Dorf mag ihn nicht gut, den Xander? Wo er hinkommt, da tönt's und lacht's. Der Wirt sieht ihn gern kommen, und der Pfarrer sieht ihn ebenso gern am Sonntagmorgen auf der Männerempore. Wo Xanders Bass ertönt, da ist's, wie wenn ein König redet.

Schöner aber als im Wirtshaus und schöner als in der Kirche tönt Xanders Bass an Sommerabenden daheim. Am Seerain unten, abseits vom Dorf, steht ein Schindelhaus. Da schafft sein sauberes Weib, da spielen drei Mädchen, da meckern fünf Ziegen und versorgen die kleine Familie mit Käse und Milch. Und wenn die Kartoffeln im Seegrund geraten, dann ist's gut. Aber von Zeit zu Zeit gibt's Fehljahre, wenn der See hochkommt. Dann ersaufen sie. Und dann verstummt Xanders Bass für eine Weile.

Aber eines Tages nach dem Feierabend, der Vater ist müd vom Taglohn im Steinbruch heimgekommen, da lassen ihm seine drei Mädchen keine Ruhe mehr, zerren ihn aufs Bänklein unterm Haus, streiten um den Platz auf seinem Knie und betteln: «Vater, singen — singen!», bis Xander schliesslich aufbegehrt, und seine weissen Zähne lachen: «Meinetwegen,

so fangt an, ich mache dann ein wenig Grobes drein!» («Ein wenig Grobes drein machen» nennt Xander seine Kunst.)

Und dann singt Xander mit seinen Töchtern, und niemand hört hier zu als die Mutter in der Küche, der weite stille See und der grosse stille Gott im Himmel. Der schaut herab auf Xander und seine Familie und freut sich mit.

Lauschend lässt Frau Frick ihren Strickstrumpf auf den Schoss sinken und schaut zum Küchenfenster hinaus, hinüber, wo der blaue Jura in der Abenddämmerung langsam verschwindet. Bilder der Vergangenheit tauchen vor ihr auf — nicht lauter freundliche. Jetzt sind es dann drei Jahre her, dass Xander zum letztenmal — aber nein, sie darf nicht dran denken, darf nicht dran denken aus Angst, es könnte jemals wiederkommen, jenes Schreckliche mit ihrem Mann.

Über Xanders Herkunft hat man in früheren Jahren allerhand gemunkelt im Dorf. Sein Vater sei ein Messer- und Scherenschleifer gewesen, da aus dem Untergericht. Ein unruhig Blut. Sei von Viehmarkt zu Viehmarkt gezogen, habe einst mit seinem königlichen Bass eine währschafte Herrschaftsköchin betört. Das sei drauf Xanders Mutter geworden. Gottlob sei in dem Kind die rechtschaffene Mutter Meister geworden über den nichtsnutzigen Vater.

Aber zwei Geschenke habe der liederliche Vater dem Sohn doch mit auf den Weg gegeben, den königlichen Bass und — dann eben das andere, dem Frau Frick jetzt, drei Jahre später noch, mit Schreck und Wehmut nachdenken muss.

Das war jene rätselhafte Sucht! Am Abend konnte er noch so müde vom Tagewerk heimkehren — hatte er auf dem Heimweg dem Seestrand entlang «etwas» gemerkt, den Schein einer Ente oder die Fährte eines Hasen, dann brannte in ihm die dunkle Glut jenes Fiebers empor, jenes Fiebers, das gegen alle bessere Einsicht und gegen alles Flehen und gegen alle Tränen der geliebten Frau ihn mit der

Wildererbüchse auf unerlaubte Wege trieb. Nächstelang konnte er dann draussen bleiben bis zum Morgengrauen und anderntags mit schlaffen Gliedern an die Arbeit gehen. Und nächtelang konnte seine Frau daheim kein Aug' voll Schlaf finden, die Viertelstunden zählen und erschrocken hinaus-horchen, zum Tod erschrocken über jedes geringste Ge-räusch. Wer könnte die Stunden zählen, da sie vor Gott auf den Knien lag und flehte, er möge doch ihrem Mann Kraft geben, Kraft, jene Kraft, die den unseligen Scherenschleifer in ihm überwinden könnte, bevor es zu spät sei und einmal ein Unglück gebe!

Aber die gute Frau hatte gebetet, gebetet ein Jahr lang und zwei Jahre lang und fünf Jahre lang, und nicht vermocht, dem liebsten Menschen das verbrecherische Werkzeug aus der Hand zu beten. Und dieser Umstand hatte sich wie eine Wolke über das Schindeldach am See gelegt.

Niemand aber litt so unter diesem Druck als Xander selbst. Wenn du, lieber Leser, weisst oder nur eine Ahnung hast da-von, was das heisst, Weib und Kinder lieben, dann wisse: Frick Xander hat Weib und Kinder geliebt.

Aber das andere — wenn es über ihn kam, war es halt doch mächtiger als seine Liebe. Er begriff es nicht, jenes andere, aber er fürchtete es, hasste es, er verabscheute es, weil es das Liebste unglücklich machte, das er auf Erden besass.

Und war die Glut gekühlt, dann brannte in ihm jeweilen ein anderer Brand, der Brand der Reue, oh, der brannte so heiss, dass es ihn bei Nacht hinaustrieb an den See hinunter. Xan-der war kein Frömmler, aber hundertmal ist er dann in sol-chen Augenblicken der Zerknirschung dort im hohen See-gras umhergeirrt und hat zu den Sternen hinauf gerufen: «Herrgott, gib, dass ich kann, gib, dass ich nicht mehr muss.»

So betete Xander ein Jahr lang, zwei Jahre lang, fünf Jahre lang. Und zerrissener ward seine Seele, furchtbarer die Einsicht: Ich kann nicht, ich muss.

Einmal, es war im Hochsommer, schien Xander zu können. Noch am gleichen Abend zerschlug er die Wildererbüchse am Stamm der Strandweide und warf die Stücke in den See, wo er tief ist. Es kann jetzt nicht mehr fehlen, er hat mit eisernem Willen den Entschluss gefasst.

Aber einen Monat später, als die Jagdhörner lustig durchs neblige Land tönten, als Xander morgens und abends die Jagdhunde durch den Seewald heulen hörte, da heulte auch in ihm einer auf, ein Starker, Unheimlicher, und am nächsten Samstagabend trug Xander wieder eine Flinte von der Stadt dem Seerain zu. Diesmal eine zusammenklappbare. Er nahm sie nicht unters Dach. Er hängte sie in den hohlen Stamm der alten Uferpappel. Zu sehr schämte er sich vor seiner Frau, zu gross war seine Scheu vor ihrem stillen Blick.

Von da an wäre es mit Xander wohl bald endgültig abwärts gegangen, wenn er nicht gemerkt hätte, dass Eine um seine Seele rang. Und die stillen Gebete dieser Frau verschafften auch ihm wieder den Zugang zu Gott. Und am Abend, wenn er mit finsterem Gesicht sich niederlegte, dann faltete er die Hände unter der Decke und sagte sein Stossgebet her, das einzige, das er noch zu seufzen wagte: «Herrgott, gib, dass ich kann, gib, dass ich nicht mehr muss!»

Und nach Jahr und Tag ist es gekommen. Niemand kann sich erklären wie. Xander nicht und seine Frau nicht, niemand. Es war äusserlich nichts vorgefallen. Kein Unglück, das ja sonst die Menschen zu Gott führen muss, rein nichts.

Xander hatte an jenem Tag im Steinbruch gearbeitet, wie in seinem Leben schon tausendmal. Eben in dem Moment, da er zum Mittagessen den Rucksack habe öffnen wollen und dabei einen Augenblick an die daheim habe denken müssen,

da sei es ihm geworden, er könne keinem Menschen sagen wie. Wie ein Zentnerstein sei es ihm vom Herzen gerutscht. Eine Freude, wie er sie vorher im Leben nie gefühlt, sei stark und still in ihn hinein gekommen, und er habe die Gewissheit gespürt: «Herrgott, ich kann, ich brauche nicht mehr zu müssen!»

Und von da an hat Xander gekonnt. Von da an hat er nicht mehr gemusst. Die Flinte brauchte er diesmal an keinem Baum zu zerschmettern. Seit drei Jahren bereits hängt sie unberührt im Oberboden. Seit drei Jahren kann Xander, was er vorher nicht konnte, muss er nicht mehr, was er vorher gemusst. Und seither hat Xander jenen heimlichen Jubel in seinem Bass, der einem jeden, der ihn hört, hinuntergreift bis an den Grund des Gemütes.

Still sinnend denkt heute Frau Frick an jenen grossen Tag vor drei Jahren, da ihr Mann heimkam, und seine weissen Zähne lachten, und sein Bass klang wie die Stimme eines Königs, als er sagte: «Mutter, jetzt kann ich, jetzt muss ich nicht mehr. Ich habe mir immer gedacht die Jahre hindurch, es müsse einmal etwas ganz Gewaltiges geschehen, und wie wünschte ich oft, ich könnte doch endlich diesen letzten Entscheidungskampf auf Tod und Leben kämpfen! Aber sieh, heute ist es über mich gekommen, und ohne dass ich kraftete und wuchtete, ohne dass ich einen Finger rührte, ist es gekommen, wie der Wind, der am Feierabend vom See herkommt.»

So wie dem Steinbrucharbeiter Alexander Frick und seiner Frau an jenem Abend, so mag es dem Häufchen Menschen gewesen sein, die einst am ersten Pfingsttag einmütig beieinander sassen, als die «Kraft aus der Höhe» machtvoll über sie kam, jene geheimnisvolle Kraft, die uns armen, armen Menschen das Können schenkt und das Nichtmehrmüssen.

Was die Welt im Innersten zusammenhält

Dass man seit einiger Zeit so auffallend viel von der Familie redet, ist eine Zerfallserscheinung; über Aug und Ohr, über Herz und Nerven redet man erst dann, wenn etwas mit ihnen nicht stimmt. Es handelt sich hier in der Tat um eine Patientin. Wir haben jetzt ein Spital betreten, da hinter verschlossenen Türen Schmerzensschreie dumpf hörbar werden. Ein Spital ist kein Idyll. Mit dem Familienidyll, sollte ein solches je einmal bestanden haben, ist es aus. Es gibt zu denken, wenn ein Mann mit nicht kleinem Bekanntenkreis sich letztlich zu der Äusserung gedrängt sah: «Ich kenne nur noch ganz vereinzelte intakte Familien.»

Geht man den Ursachen des Familienzerfalls nach, dann pflegt man an der Oberfläche zunächst den sogenannten Verhältnissen zu begegnen. Man macht dann etwa geltend, die Familie sei keine *Arbeitsgemeinschaft* mehr. Abgesehen von der Bauernbevölkerung begeben sich die Familienglieder an verschiedene Arbeitsplätze. So weiss oft der Lehrmeister besser Bescheid über einen jungen Menschen als dessen Vater. Die Stunden sind unverhältnismässig zahlreicher, die einer mit seiner Mitarbeiterin zubringt, als die er mit seiner Frau zusammen verlebt. Zerfallserscheinungen. Zur Familiengemeinschaft würde selbstverständlich das *Kind* gehören. Eine Hand mit nur vier Fingern wäre eine verkrüppelte Hand.

Eine vierköpfige Familie war bei uns lange Zeit das Normale. Der Familientisch glich oft einem jener Hoteltischen, woran zwei bis vier Personen sich täglich zwei, dreimal Gesellschaft leisten. Die Ursachen dieser Zwergform der Familie sind mannigfach. Vorab die Tatsache, dass in grossen Fabrikbetrieben der ungelernete Arbeiter vom dritten Kind an unfehlbar der Fabrikfürsorge oder der Armenpflege

anheim fiel. Daneben Bequemlichkeit, zu hoher Lebensstandard und infolgedessen Doppelverdienertum. Zur Familie würden normalerweise neben Kindern auch *Grosseltern* gehören. Tolstoj schildert in seiner Erzählung «Lösch das Feuer, solange es glimmt» einen Grossvater, der seit sieben Jahren nicht mehr arbeiten, nur noch essen kann. Dieser Grossvater vermag nicht mehr vom Tisch zum Ofen zu gehen, ohne zu straucheln, kann nicht mehr reden, ohne zu husten, und sitzt seit sieben Jahren in der Ofenecke, von der Familie als Grossväterchen geachtet und geliebt. Aber seitdem der Übergang von einer Zwei- zu einer Drei-Zimmer-Wohnung das Budget aus dem Gleichgewicht wirft, sind die Grossväterchen von den Öfen unseres Volkes mehr und mehr verschwunden und in die Altersheime abgewandert. Auch die bereits erwähnte *Tisch Gemeinschaft* der Familie ist am Aussterben. Man hört die erschütternde Klage jener Tramführersfrau, sie habe jeden Tag für den Vater und für die heranwachsenden Kinder sieben- bis achtmal zu verschiedenen Stunden Mahlzeiten auf den Tisch zu stellen. Lauter Zerfallserscheinungen.

Die *eigentlichen Ursachen* des Familienzerfalls aber liegen ausser in den Verhältnissen tiefer, im Menschen selbst. Wir tun unserer Zeit Unrecht, wenn wir keinen guten Faden an ihr lassen. Die heutige Zeit hat auch gute, ausgesprochen gute Seiten. Unser Geschlecht ist reich, überreich an überdurchschnittlichen Einzelleistungen. Da sitzt man auf einer Alpenfahrt im Autocar vorn neben dem Chauffeur. Dieser führt die 30 Menschenleben mit eiserner Faust und bohrendem Blick an klafertiefen Abgründen dahin, einige hundert Kilometer von morgens früh bis abends spät, und am anderen Tag eine neue Gesellschaft, und so Wochen, Monate lang. Hut ab! «Die Helden des modernen Krieges liegen draussen in den von Granatrichtern übersäten Feldern, verstümmelt, erstickt, verkohlt; und es sind ihrer zu viele, als dass man sie einzeln ehren könnte. Das allgemeine Niveau

der Intelligenz und des Wissens hat sich gehoben. Wir sind auf einer Hochebene.» So redet Winston Churchill nach dem Ersten Weltkrieg («Gedanken und Abenteuer», S. 277 und 280). Gewiss, die Helden und Heldinnen in Krieg und Frieden sind heute zu zahlreich. Wir sind, was die Einzelleistung anbetrifft, tatsächlich auf einer Hochebene.

Was uns aber Müh und Not bereitet, ist nun eben die *Gemeinschaft*. Da, wo es gälte, Gemeinschaft zu verwirklichen, da ist nicht Hochebene, sondern Abgrund, da sind wir nicht Helden, sondern Versager. Wir haben Nietzsche im Blut mit seinem «Der Adler fliegt allein, die Krähe scharenweise». Wir haben den Gemeinschaftsinstinkt der Krähe verachtet und sind Adler geworden, junge und alte, männliche und Adlerinnen, sind stark im Alleinflug. Wie schwer hat es doch eine moderne Familie, Familie zu sein! Sagen wir einmal, einen Feierabend gemeinsam zu verleben oder gar einen Regensonntagnachmittag, in dem nicht gerade «etwas los» ist! Eine Stube voller Adler! Eine Stube voll Helden und Persönlichkeiten mit gehobenem Niveau! Es will einem als Familienvater oft vorkommen, als fehle uns nicht nur jeglicher Gemeinschaftsinstinkt, sondern als steckte in uns eine heimlich-unheimliche Zentrifugalkraft. Man ist geradezu versucht, dieser Kraft mit einer Gegenkraft zu steuern und im *Zwang*, sei es in welcher Form immer, dem Gemeinschaftszerfall zu wehren, und wäre es schliesslich im Zwang marschierender Kolonnen. Ich würde das eine «Fassdaubengemeinschaft» nennen, können doch die zerfallenden Dauben (Holzbretter) eines Fasses mit Eisenreifen zu einem Ganzen zusammen gezwungen werden. Es hat in den letzten Jahrzehnten an solchen Versuchen, die zerfallende Gemeinschaft mit Gewalt zu retten, bekanntlich nicht gefehlt. Dass Gewalt kein Weg ist, scheint dabei für alle Zeiten deutlich geworden zu sein.

Wenn wir nun darauf verzichten, im Zwangskollektiv das Heil zu sehen, wenn wir unter allen Umständen festhalten

wollen an der Freiheit und Würde der menschlichen Person — gibt es denn keinen Kitt, der die zerfallende Familiengemeinschaft von innen zusammen zu halten vermöchte? Gibt es denn keine *Kraft von innen*, die jener heimlich-unheimlichen Zentrifugalkraft gewachsen wäre? Wir sind seit Jahrzehnten fieberhaft auf der Suche nach einem solchen Bindestoff, der die Menschen wie ein guter Zement, der «zieht», wie der Maurer sagt, zusammenhalten könnte. Nach dem Ersten Weltkrieg meinten wir eine Zeitlang noch, das Bindemittel für die gemeinschaftslosen Völker entdeckt zu haben. Wir vertrauten der *Idee*. Wir waren Idealisten und schämten uns nicht, es gewesen zu sein. Wir glaubten an einen Bund der Völker. Und diese Idee der Solidarität im Kleinen und im Grossen, in Familie, Betrieb und Volk, ist richtig. Aber die richtige Idee erwies sich als zu schwach. Die Idee gleicht dem Pflaster mit zu wenig Zement. Eine Zeitlang meinten dann viele, viel zu viele, im *Blut* das Bindemittel entdeckt zu haben. Die Rasse, das gemeinsame Blut sollte der Gemeinschaftsträger sein. Und die blutmässigen Familienbände sind stark. Aber wir haben mit Schaudern erkannt, dass dasselbe Blut, das die Menschen wie nichts anderes binden kann, sie auch wie sonst nichts zu entzweien vermag. Wir erinnern an das ebenso wüste wie wahre Wort aus dem Volksmund: «Wie verwandter, wie verdammter.» Blut ist eben ein «ganz besonderer Saft», eine belastete, eine dunkle Flüssigkeit. Zur Wiederherstellung der zerfallenden Gemeinschaft brauchte es einen Kitt, der beides in sich vereinigte, die Reinheit der Idee und die Kraft des Blutes. So etwas, das rein wie eine Idee wäre und stark wie Blut, müsste in der Mitte sein, um uns zusammenzuhalten.

Was die zerfallende Familie nötig hätte, das wäre eine *Mitte*. Erdkreis — Familienkreis, ein Kreis entsteht aus seinem Mittelpunkt, aus seiner Mitte. Ja, jeder einzelne Mensch bedarf einer Mitte. Man merkt es den Menschen oft schon nach dem ersten flüchtigen Gespräch an, dass ihnen die Mitte

fehlt. Man muss sich dann jeweilen selber Mitte sein, und das ist ein Unglück, wenn ein Einzelner oder ein Volk sich selber zum Mittelpunkt, sich selber zur Achse aller Dinge macht. Die kleine Welt unseres Familienkreises und die grosse Welt der Völkerfamilie wird nicht zur Ruhe kommen, bis dass sie eine gemeinsame Mitte hat. Das heisst, sie hat sie schon, Gott hat der Welt eine Mitte gegeben, sie weiss es nur noch nicht oder will es nicht wissen. Aber der Tag wird kommen, da die Welt erkennt, dass sie zerrissen, unstet und gemeinschaftslos ist, bis dass sie ihre Mitte gefunden hat in dem Einen, nach dem wir uns Christen nennen. *Christus* verkörpert beides, die Reinheit der Idee und die Stärke des Blutes. Jene heimlich-unheimliche Zentrifugalkraft in uns ist das, was die Bibel «Sünde» nennt. «Sünde» heisst wörtlich «das Trennende». Da, an diesem Punkt hat es Gott gefallen, in die Not der Menschen helfend einzugreifen. Christus ist der Eine, der aus unseren Herzen das wegnimmt, was uns in der Familie und als Völker trennt und dem Zerfall entgegen schiebt, und das ist der «Übel grösstes», die Schuld. Der Christus, der in der kleinen und grossen Familie Frieden schafft, tut das, indem er am Kreuz die Schuld sühnt. Er ist es, der nicht umsonst mitten in seine Kirche den Tisch gestellt hat, den Tisch der Versöhnung und des Friedens, den Familientisch, da er obenan sitzt und der Herr ist. Im Zeichen des Kreuzes kann die zerfallende Gemeinschaft der grossen und kleinen Familie genesen. Das Kreuz Christi ist es, das die Welt im Innersten zusammenhält.

In jener eingangs angeführten Erzählung von Leo Tolstoj werden zwei Nachbarsfamilien geschildert, die durch Hader, Missgunst und Hass immer hoffnungsloser zerfallen. Der Grossvater aber sitzt auf dem Ofen. Gewiss, er kann nicht mehr arbeiten, gewiss, er kann kaum mehr den Weg vom Ofen zum Familientisch zurücklegen, so gebrechlich ist er. Aber bei diesem Grossvater ist etwas, das schliesslich die beiden Familien noch zusammenhält. Der Grossvater glaubt

an Den, der die Versöhnung ist: Der Grossvater betet. Solange noch ein einziges Familienglied, und wär's der Grossvater oder ein unmündiges Sonntagsschulkind, an den Christus glaubt, der die Mitte des Familienkreises und des Erdkreises ist, solange ist Hoffnung für die Familie und für die Erde.

Auf dem Kartoffelacker

Vielleicht die eindrücklichste Gestalt, die wir der Feder des vor einigen Jahren verstorbenen Emmentaler Dialekt-Schriftstellers Simon Gfeller verdanken, ist sein «Chlepfer-Änni»; ein einfältiges altes Frauchen, das sich durch sein vieles Alleinsein die Eigentümlichkeit angewöhnt hat, laut zu denken. Von diesem Chlepfer-Änni sagt Gfeller: «Jeweilen im Herbst half uns Änni bei der Kartoffelernte. Einst hatten wir eine neue Sorte angebaut. Davon gab es Exemplare, die grössten von ihnen wogen gegen zwei Pfund. Auf einmal hält Änni in ihrer Arbeit inne, legt die Hände über dem Karststiel zusammen und sagt: 'Da kann man nicht mehr anders, da muss man beten'. Darauf stützt sie den Kopf auf die gefalteten Hände und fängt, offenbar in der Meinung, es geschehe lautlos, mit halblauter Stimme an zu beten: 'O Herr, wir sagen dir Lob und Dank für deine heilige Speis' und Trank, für deine heiligen Gaben, Gnaden und Guttaten. O Herr, der du lebst und regierst als ein wahrer Gott, sei hochgelobt in Ewigkeit. Amen.' Einer der Knechte wollte anfangen, Änni zu verspotten. Aber der Vater gab ihm einen scharfen Verweis und fügte hinzu: 'Änni tut nur, *was wir alle sollten!*'»

Wir sollten alle beten. Ein Teilnehmer am Kirchentag in Hamburg schrieb mir, an einem der Tage habe auf dem Rathausplatz um die Mittagszeit mittels Lautsprecher eine Evangelisation stattgefunden. Man habe dieselbe bis hinein ins benachbarte Speiserestaurant gehört, da wegen der Hitze die Fenster nicht geschlossen werden konnten. Auf einmal habe es aus dem Lautsprecher schlicht, tief und innig gebetet. Und da sei es passiert, dass fast ausnahmslos alle essen den Gäste Gabel und Messer niederlegten, es sei in der grossen Halle kirchenstill geworden, und auch das Servierpersonal habe bis zur Beendigung des Gebets seine Arbeit unterbrochen. Dürfte nicht jeder Sonntag für unser Volk ein

solcher Stillstand sein, ein machtvolles Erinnern an das, «was wir alle sollten», und zwar nicht nur das Volk in der Gaststätte am Rathausplatz, sondern auch die Herren auf der anderen Seite des Platzes, im Rathaus selber!

Also eines der vielen hundert «Man sollte»? Warum tun wir es denn eigentlich nicht? Warum ist nicht jeder unserer Tage, anstatt nur ein Arbeitstag, ein Betttag? Ich frage da auch jenen jungen Akademiker, der nach kurzen Ehejahren nun dran herumlaboriert, wie er möglichst schmerzlos scheiden könnte. Sollte Scheidung die letzte Raison sein? Wäre nicht einfach alles anders, wenn man — eben — wenn man —? Aber warum tut man, tun wir, tust *du* es denn nicht? Sind unsere Seelen schon angefressen? Von Zweifeln, von Kleinglauben und Unglauben? Wir sind hoffnungsmüde, gebetsmüde, und unsere Mutlosigkeit sitzt im tiefsten Grunde dort, wo wir es nicht mehr wagen, an die Erhörlichkeit menschlichen Betens zu glauben. Den Verleider zum Arbeiten bekommen, das ist schlimm; aber der Verleider zum Beten, «weil es ja doch nichts nützt», ist das Schlimmste, das einem Geschlecht widerfahren kann.

Jesus weiss um diese unsere Gebetsnot, sie ist ihm keineswegs etwa überraschend und neu. Er hat einmal das Beispiel von einem Richter in der Stadt erzählt. Er stellt ihn dar als einen Mann ohne Hemmung und ohne Gewissen. In der gleichen Stadt wohnt eine Witwe. Ihr ist Unrecht geschehen, und sie sucht Recht. Jedermann weiss, wes Geistes Kind der Inhaber der Rechtsgewalt in jener Stadt ist. Gute Frau, da kommst du nicht an! Eher lässt eine Betonmauer sich erweichen, als dass jener Mann die Bitte einer Witfrau erhört. Also ein menschlich aussichtsloser Bittgang. Aber sie geht und stellt sich mit der ganzen ungebrochenen Beharrlichkeit eines unverbrauchten Gemüts vor den harten Mann hin. Und dann heisst es: «Er wollte lange nicht.» Aber schliesslich gibt nicht die Bittstellerin nach, sondern der Angebettelte. Der starke Mann, der seine Leibwache in Hörweite stehen

hätte, gibt der bittenden Witwe nach, um sie los zu sein. Wenn aber, fährt Christus fort, der Bittgang dieser Witwe bei solch einem ungerechten Richter etwas nützt, sollte das Beten vor *Dem* nichts nützen, der doch wahrhaftig kein ungerechter Richter ist, sondern unser Vater im Himmel? «Sollte aber Gott nicht auch erretten seine Auserwählten, die zu ihm rufen Tag und Nacht, und sollte er es mit ihnen verziehen?» Ich sage euch: «Er wird sie erretten in einer Kürze.» Mit stärkeren Worten als mit diesem Beispiel könnte man die Erhörbarkeit menschlicher Gebete nicht bejahen. Und der dies Beispiel erzählt, ist nicht der erstbeste, sondern er, der Sachverständige auf diesem Gebiet, der hier zuverlässige Auskunft zu geben imstande ist.

Dieses Gebet, das Christus, unser Anwalt und Fürbitter, vor den Ewigen Richter trägt, findet Erhörung. Wir wollen den Mund nicht zu voll nehmen; aber aufgrund all dessen, was die Bibel übers Beten sagt, dürfen wir sagen, das Gebet hat grösseren Einfluss auf die kleinen und grossen Ereignisse im Himmel und auf der Erde, als wir es zu ermessen vermögen. Es hat einmal einer den Gedanken ausgesprochen, wenn ein Stier sich bewusst würde, welch eine zehnfach überlegene Kraft er in seinen Hörnern und in seinen Muskeln trägt, er würde seine Kraft dem Menschlein gegenüber, das ihn führt und lenkt, ganz anders gebrauchen. Unzusammengezählt möchte ich sagen, wenn die Männer und Frauen unseres Volkes sich bewusst wären, dass sie, wenn sie im Namen Christi anrufen, von der höchsten Regierung, wo die Entschiede fallen, gehört werden, sie würden ganz anders Gebrauch machen von der Möglichkeit und Gnade des Gebets. Das meinte der Vater dort auf dem Kartoffelacker, als er dem spottlustigen Knecht den Verweis gab: «Änni tut nur, was wir alle sollten.»

Nachbarn

Unter der offenen Türe links steht eine Frau, die offensichtlich ein Kind erwartet. Mühsam bückt sie sich, um den Staub unter der Türvorlage zu entfernen. Dabei schiesst ihr das Blut in den Kopf, eben noch war es erschreckend bleich gewesen, dieses schmale Gesichtchen. Aber mein Besuch galt ja der Türe rechts, bei den Nachbarn in der Mietskaserne auf dem gleichen Boden. Da hatte ich das Glück, den Mann, einen kräftigen Sechziger, daheim anzutreffen. Er arbeite als Handlanger auf dem Bau; jetzt habe er eben seine sechs Tage ihm von Gesetzes wegen zukommenden Ferien. Er sass am Fenster und trommelte mit zwei kleinen Kindern von drei und fünf Jahren an den Scheiben herum, während seine Frau Spinat rüstete. Auf den ersten Blick war es für jedermann klar, dass es sich bei den beiden Kleinen nicht um eigenen Nachwuchs handeln konnte. Ich schloss infolgedessen auf Grosskinder, aber die Alte brachte etwas zögernd hervor, es seien Nachbarskinder, die Leute seien arm, erwarteten ihr drittes, und die Nachbarin sei kein Riese, und so habe es sich ergeben, dass die Kleinen die halbe Zeit bei ihnen seien, Nachbars seien zwar katholisch, aber die Frau bedürfe dringend der Entlastung, und ihnen seien Kinder nicht im Weg.

Das ist die christliche Ehe. Sie ist nicht nur selber gesegnet, sondern zum Segen gesetzt für viele. Aller wahrhaftige Segen will überfließen, über die Ränder des eigenen kleinen Gefässes hinaus. So will auch die gesegnete Ehe überfließen und ein Segen sein für die nähere und fernere Nachbarschaft, ein Segen für Volk und Land. Sie kann sich nie im blossen privaten Bereich erschöpfen. Der Opferdienst Christi lässt sich nicht zwischen kleine vier Wände einschliessen, dieser Segen drängt über die eigene Türschwelle hinaus bis «an die Enden der Erde». Christus, der Herr der Ehe, hat nicht im Sinn, sich an die enggezogenen Grenzen eines bürgerlichen Familienegoismus zu halten, Christus ist

nicht nur der Herr der Ehe und Familie, sondern der Herr der Völker, der Herr der Welt. Er ist es, der die Welt zusammenhält. Während wir die Genussehe mit einem Wirbel im Rheinstrom vergleichen könnten, der jedes Blatt und jeden Strohalm, alles, was in seine Saugnähe gelangt, in sich hineinschlingt, wäre die gesegnete Ehe einer Quelle vergleichbar, die ununterbrochen schenkend überfließt. Es wird für die restliche Christenheit des Abendlandes eine schon recht bald abzulegende Probe sein, ob von ihr die segnende Quellwirkung ausgehen wird, deren die Völker Europas, nicht zuletzt zum Neubau und Umbau ihrer zerstörten Ehen, so dringend bedürfen.

Wir dürfen auch dann nicht ängstlich sein und Gott nicht hindernd im Wege stehen, wenn es sein segnender Wille wäre, ganz neue, uns jetzt noch nicht bekannte Formen zu schaffen. Es ist töricht, zu meinen, nur die alten Familienformen, etwa die der patriarchalischen Handwerkerfamilie mit Meister und Meisterin, Kindern des Hauses, Gesellen und Lehrlingen, alle zusammen um den einen Tisch und unter einem Dach, diese einst kräftigen und gesegneten Familienformen müssten genau in der gleichen Weise ewig erhalten bleiben oder, weil sie ja längst verloren sind, wiederkehren. Wo jener Geist des christlichen Dienens, wo der Glaube ans Opfer Christi lebt, da wird der heilige Schöpfergeist drängend und gärend und wirkend auch neue Formen des ehelichen und familiären Zusammenlebens schaffen. Wie solch neue Formen immer auch aussehen mögen, unter keinen Umständen wird sich der segnende Geist Gottes auf die Dauer in die Zwergform der modernen Privatehe einschnüren lassen. Die Liebe Christi wird erfinderisch sein. Es wird von ihr eine neue Väterlichkeit und Mütterlichkeit in die Völker ausgehen. Es wird ihr an, uns jetzt noch nicht sichtbaren, praktischen Verwirklichungen nicht fehlen. Ja, man kann schon jetzt, wie dort bei jenen Nachbarn in der

Mietswohnung, vereinzelt diesen die Krusten und Ketten alles bloss Privaten sprengenden Geist am Werke sehen.

Da ist jene Arbeiterfamilie mit vier Kindern, die lange Monate hindurch ohne fremde Beihilfe ein Waisenkind am Tisch hatte und mit ihm die knappen und durch die Teuerung immer knapper werdenden Rationen in verschämter Selbstverständlichkeit teilte. Dort ist jene Mutter eines Freundes, nach deren Tod man beiläufig vernimmt, dass sie bei Lebzeiten mit ihrem Mann zusammen zu ihren eigenen neun Kindern hinzu im Verlauf eines halben Jahrhunderts über fünfzig Patenkinder gehabt, und das nicht nur auf dem Papier, sondern im Herzen. Nun, das ist wohl ein ausserordentlicher Fall. In dieser Richtung aber, über die Grenze des Privatbereichs hinaus, wird die christliche Ehe sich erneuern und entwickeln müssen. Und das kann sie tatsächlich auch, sobald wir uns wieder auf ihre geistigen Grundlagen besinnen und die Gnade haben, umzukehren zur Quelle allen Lebens überhaupt, die wir verlassen haben. Ein Geschlecht, das wieder erkannt hat, dass Christus der Herr des Lebens, also auch der Herr der Ehe, ist, wird es kaum mehr dulden, dass eine kinderlose Ehefrau das Beste, was sie hat, ihre Mütterlichkeit, ans tägliche Baden eines kurz geschwänzten Dobermanns oder ans Strahlen eines langhaarigen Pudelhundes vergeudet, während die müde Kindermutter vom Nachbarhaus morgens um sieben Uhr mit hochbeladenem Kinderwagen zur «Krippe» keucht, um nachher auf Brotverdienst auszugehen. Solche Verhältnisse dürften dann aufhören, Platz zu haben in einer Gesellschaftsordnung, die den Namen Ordnung verdienen soll, und müssten uns allen eine Schamröte ins Gesicht treiben, die brennt. Dieser neue Ehe- und Familiengeist müsste dann auch bis in die Organe des Staates hinein spürbarer werden, ganz anders, als das gestern noch der Fall war. Es dürfte dann unter keinen Umständen mehr vorkommen, dass Familienväter mangels Arbeit monatelang von zu Hause weg im Arbeitslager sässen, während

Junggesellen als Staatsangestellte in ihrer Freizeit gemächlich ihre Markensammlung oder ihre Kanarienvogelzucht betreuen könnten.

Aber nicht staatliche Gewaltmassnahmen werden der Ehe wieder den Platz einräumen, der ihr gebührt, sondern die Gesundheit der Ehe selber, und das ist die Rückkehr zum Glauben an den Herrn der Ehe. Dabei ist nie aus dem Auge zu lassen, dass Christus nicht zum Familienpatron erniedrigt werde, sondern der Herr der Ehe bleibe. Er ist grösser als Ehe und Familie und lässt sich durch keinen noch so trauten Familienkreis einfangen. Um seiner Sache willen kann er sogar Familienrücksichten unsentimental genug zur Seite schieben, kann dem Mann, der zuerst seinen Vater beerdigen will, bevor er ihm nachfolgt, zurufen: «Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!» Er selber kann seine Familie um des Reiches willen verlassen im Auftrag desselben Gottes, der einst schon einem Erzvater Abraham befahl: «Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will.» Zwar ist er selber Glied einer Familie und Sippe. Bei Familienfesten und an Familientagen ist er wohl auch mit dabei, aber als Herr. Darum, weil er der Herr über die Familie ist, kann er auch Familientage stören, Familienfeste vergällen, Familienpläne kreuzen. Wo er nur gilt, soweit er für die Familie nützlich und interessant ist, da kann er sich allezeit auch in Gegensatz stellen zum Tross der Verwandten und Bekannten und kann fragen, wie einst der Zwölfjährige, als ihm seine Eltern sein Zurückbleiben in Jerusalem verweisen wollten: «Wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, das meines Vaters ist?» So lässt Christus sich nicht einfach nur so brauchen, auch nicht für eine handfeste Familienpropaganda, auch nicht für einen Feldzug zugunsten der Ehe. Er lässt sich nicht vorspannen, weder für persönliche noch für familiäre, weder für kirchliche noch für vaterländische oder gar menschheitliche

Zwecke. Ein überall brauchbarer Christus wäre nicht mehr der Herr. Götzen sind brauchbar. So sehr Christus der einzige Erlöser auch der Ehe und Familie ist, so gewiss wir von ihm erwarten, dass er auch diese kleine Welt zusammenhält, zur Vergötzung der Ehe und Familie gibt er sich nicht her. Er ist der Herr der Ehe, ist ihr Segen und ihr Heiland, aber stets als Herr.

An der Baustelle

Kürzlich bemühten sich an einer Baustelle unseres Aussenquartiers zwei Maurerhandlanger um eine Gerüststange. Eben bückten sich die beiden Männer wie auf ein geheimnisvolles Kommando hin, jetzt griffen sie zu, hier der eine, der andere dort am anderen Ende der Stange, ein Ruck, und nun schwingen sie die Last in die Höhe. Schon schreiten sie quer über die Strasse. Und *wie* sie schreiten! Sie gehen im Schritt, um unregelmässiges Ausschwingen der biegsamen Last zu verhüten; und ihre Bewegung ist sacht und gemessen, damit die Schwingung nicht zu gross werde. Es kommt einem vor, als wäre das Holzstück ein lebendiger Nerv, der die beiden Mönnerschultern geheimnisvoll verbindet. Auf der anderen Seite der Strasse werfen sie ihre Last nieder; wiederum wie auf ein lautloses Kommando, keiner einen Atemzug früher oder später als der andere, weil sie genau wissen, dass sonst die Schulter des Kameraden zerschmettert würde.

Mitten im Fauchen der Lastwagen und Rasseln des Kranes, mitten im Hämmern und Rufen und Fluchen der Baustelle hat sich da etwas ereignet. Es ist das Geheimnis der Gemeinschaft zweier Menschen unter einer gemeinsamen Last. Diese zwei Arbeiter haben zweifellos innerhalb ihrer Hantierung Gemeinschaft. Das heisst, sie denken ein und denselben Gedanken, ihr Wille hat ein und dasselbe Ziel, und ihre Glieder gehorchen im selben Augenblick diesem gleichgerichteten Denken und Wollen. Ja, die beiden müssen einander innerhalb ihrer Hantierung innerlich zugetan sein, sonst würden sie, statt derart Hand in Hand zu schaffen, einander bei jeder geringsten Bewegung hemmen und plagen, was der Baupolier ihnen bald einmal anmerkte. Wer im werktätigen Leben steht, weiss um diese Plage, die daraus erwächst, dass man mit Menschen zusammenarbeiten muss, mit denen man im Grunde keine Gemeinschaft hat.

Dieser Vorgang an der Baustelle zeigt uns, welch enorm geistiger Art doch nur schon das gemeinsame Tragen einer Gerüststange ist, und wie wichtig doch schon beim gemeinsamen Heben eines Waschzubers oder irgendeines Gegenstandes die geistigen Voraussetzungen unserer menschlichen Zusammenarbeit sind. Nun gibt uns aber das Leben nicht nur Gerüststangen auf die Schultern. Neben dieser simplen Last gibt es eine Unmenge komplizierterer Gemeinschaftslasten. Um nur einige zu nennen: öffentlicher Haushalt, Politik und Wirtschaft, Fürsorgewesen, Kirche, Schule, Ehe- und Familienleben.

Dass auch da, genau gleichwie bei der Gerüststange, einer des andern Last tragen muss, das liest man heute nicht mehr nur in der Bibel, sondern in irgendeiner Zeitung. Unser Geschlecht hat gemerkt, dass keiner mehr mit seiner Last allein fertig wird. Wir sind aufeinander angewiesen. Im Blick auf die grossen Nöte der Gegenwart gibt es für uns nur gemeinsame Rettung oder gemeinsamen Untergang. Vereinzelt Entrinnen wird immer unwahrscheinlicher. So weit sind wir heute, dass wir es als dumm und unanständig empfänden, wenn einer den biblischen Satz antasten würde: «Einer trage des anderen Last.»

Dabei muss aber irgendwo etwas nicht stimmen. Uns beunruhigt in steigendem Masse die Frage: Wie kommt es nur, dass trotz unserer sozialen Aufgeklärtheit unser Verhalten und darum unsere Verhältnisse sich eher verschlimmern als bessern?

Da liegt der wunde Punkt. Wir, die wir nicht einmal eine Gerüststange auf dem Bauplatz ohne geistige Voraussetzungen gemeinsam tragen können, wir bauen Städte und Dörfer, Fabriken und Schulen und Spitäler, Eisenbahnen und Autostrassen; wir wollen eine ganze Kultur aufbauen ohne geistige Grundlagen. Und heute, da diese Kultur zerbröckelt,

wollen wir Hebung der Weltkrise und übersehen die Krise in der eigenen Brust.

Darum steht die Forderung, dass einer des anderen Last tragen soll, heute so wirkungslos in der Luft. Der geistige Hintergrund und Untergrund fehlt. Und er fehlt wahrlich auf dem grossen Weltbauplatz nicht nur bei den «Handlangern», sondern noch viel mehr bei den Sachverständigen und Fachleuten, bei den Weltarchitekten und Menschheitsingenieuren.

Wie eine Riesenreklame in der Luft hängt, die mich in einem fort auffordert, ins Kaufhaus einzutreten, aber ich habe kein Geld zum Kaufen in der Tasche, die Hauptvoraussetzung zum Kaufen fehlt mir, so hängt heute die riesige soziale Forderung der Bruderliebe weithin sichtbar in der Luft. Die Vorbedingungen fehlen. Diesen geistigen Vorbedingungen haben wir neu und sorgsam nachzugehen.

Vor einigen Wochen tauchte in den Spalten der Tagespresse plötzlich ein neues Wort auf. Niemand weiss, woher es kam und wer es erfand. Ich musste es lesen und nochmals lesen. «Autosünden am Viadukt» hiess da der Titel eines Berichtes. Autosünden! Hier blitzt mitten in der Zeitung biblische Erkenntnis auf. Wir erkennen heute manches, das wir früher leichthin Unglück nannten, als Sünde. Es gibt einen oft sichtbaren, öfter noch verborgenen Zusammenhang zwischen Weltunglück und Weltsünde. Und es sind nicht mehr nur die Apostel und Propheten, die darauf hinweisen, sondern gar die Journalisten! *Autosünden!*

Gewiss, die Ratschlüsse Gottes sind in viel Leid und Weh unerforschlich. Die Not unserer Zeit aber, wie schicksalhaft und unbegreiflich sie in einzelnen Fällen immer wieder ist, aufs Ganze gesehen ist sie nicht Schicksal, sondern Schuld. Nicht Unglück, sondern Sünde. Moderne Ehe- und Familiennot ist nicht mehr einfach zu erklären aus der Ungunst der Zeit, sondern weitgehend aus Schuld und Mit-Schuld.

Weltkrieg ist Weltsünde und nicht unabänderliche Schickung Gottes. So ist auch die Weltkrise die faule Frucht einer faulen Wurzel, die Frucht der menschlichen Sünde.

Mit andern Worten: Alle Lasten, die unser Geschlecht heute seufzend trägt, sind im letzten Grund auf eine einzige Last zurückzuführen. Es ist die Last aller Lasten, die Sünde. Wenn die Heilige Schrift uns sagt: «Einer trage des andern Last», dann meint sie nicht, wie man auf den ersten Blick selbstverständlich annimmt, allerlei Alltagsnöte und Lasten, sondern es ist an dieser Stelle zunächst ganz deutlich nur eine einzige Last gemeint, die Last der Sünde. Man muss dies Wort im Zusammenhang lesen. Es heisst dort zuerst: «Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler über-eilt wird, so helfet ihm wieder zurecht...» Und dann heisst es sofort weiter: «Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.» Es müsste also zunächst, genau genommen, übersetzt werden: «Einer trage des andern *Sündenlast*.»

Wir sollen einander die Last aller Lasten, unsere Fehler und Sünden, tragen helfen. Wir sollen einander ertragen. Wer's versucht hat, weiss wohl, wie schwer das ist. Du merkst es als Vater schon deinen kleinen Kindern gegenüber, wie schwierig es ist, ihren Fehlern und Mängeln und Unarten stets mit ruhiger Beherrschtheit entgegenzutreten. Aber viel schwerer noch will uns dies Tragen und Ertragen den Erwachsenen gegenüber werden, die mit uns leben und schaffen. Die Verfehlung deines Mitarbeiters, deines Untergebenen oder Vorgesetzten kann dich in sinnlose Wut versetzen. Wie muss man eines Tages beschämt erfahren, dass die eigene Frau Angst hat vor dem Stirnrunzeln des Herrn Gemahl! Ein schöner Teil dessen, was uns heute als Nervosität zu schaffen gibt, kommt daher, dass wir mit unseren gegenseitigen Verfehlungen, Unarten und Sünden nicht zurechtkommen, einander nicht mehr ertragen können und

schliesslich derart gereizt werden, dass es zu Ausbrüchen und Katastrophen kommt.

Unsere tiefste heutige Not ist dieses Nichttragenkönnen. So türmen sich im Laufe der Jahre Berge von ungetragenem Schuldgerümpel auf zwischen uns. Und niemand will sie anerkennen, geschweige denn wegräumen oder gar auf sich nehmen. Darum werfen und schieben und wälzen wir sie einander zu. An solch ungetragener Schuld krankten viele Ehen und Familien. Zehn, zwanzig Jahre lang können manchmal Ehegatten sich längstgeschehene Sünden bei jeder Gelegenheit wieder an den Kopf werfen. Es ist im öffentlichen Leben nicht anders. Die soziale Schuld ist da. Aber tragen will sie keiner. So wird sie Spielball zwischen den Parteien. Von Zeit zu Zeit aber merken wir, dass diese hin und her geworfenen Schuldklötze nicht harmlose Bälle sind, sondern wie mörderische Kugeln und Bomben wirken. Solang aber ungetragene Schuld nicht zur Ruhe kommt, solange steht ein Haus auf Morast, und jeder Neubauversuch ist zu hoffnungslosem Scheitern verurteilt. Wo immer in dieser Welt Schuld vorhanden ist, da kommen wir früher oder später nicht um die Schuldfrage herum. Schuld will immer getragen und weggetragen sein. Es geht auch nicht an, zu tun, als existierte sie nicht, und einander durch die Finger zu sehen und gegenseitig die Augen zuzudrücken. Das hiesse Familien, Staaten, Kulturen auf einer sorgsam zugedeckten Mistgrube von Schuld aufbauen. Aber eine Mistgrube ist da, auch wenn du sie zudeckst.

Man hat heute stark den Eindruck, wenn all diese offen herumliegende oder heuchlerisch zugedeckte Schuld aufgedeckt und weggeräumt würde, wenn es eine Möglichkeit gäbe, sie zu beseitigen, dann wäre etwas von persönlichem, sozialem und politischem Frieden da, und wir Menschen hätten Gemeinschaft nicht auf Mistgruben, sondern auf gesäubertem Grund, und der Neuaufbau einer kommenden Kultur könnte beginnen. Gibt es denn gar keine Möglichkeit, mit

der Schuld der Welt fertig zu werden? Muss das so sein, dass sie ewig Gefahr drohend herumliegt? Ein abschliessender Hinweis mag uns zur Antwort werden.

Gott ist gründlich. Er hängt nicht in die Luft und baut nicht auf Morast. Er gründet auf soliden Grund. So wie der Schaufelbagger am Bauplatz hinein wühlt und wegräumt, so urgewaltig griff Gott in seine Welt ein und wühlte auf und räumte weg, was dem Bau seines Reiches im Weg lag. Derjenige aber, der im Auftrag Gottes diese Wegräumungsarbeit vollzog, heisst Jesus Christus.

Das Kreuz Christi ist der Ort, wo die Last der Lasten weder weggewälzt noch verwedelt, sondern aufgewühlt und weggetragen wird. An diesem Ort kommt herumfahrende Schuld zur Ruh. Wer einen anderen Ort suchen will, der suche ihn. Ich kenne sonst keinen in der weiten Welt. Wir wollen nicht daran herumnörgeln, dass es Gott gefallen hat, an einem einzigen Ort dieser Welt gleichsam den Schaufelbagger aufzustellen. Seien wir froh, dass es solch einen Ort gibt!

«Einer trage des andern Last.» Ein unerhörtes Wort. Kein Wunder, dass wir bis dahin nicht damit fertig wurden. Wir werden eben nicht selber damit fertig. Wir brauchen einen andern dazu und sind auf sein Werk angewiesen. Drum vergiss nie, dass dies Wort nun halt doch nicht in der Zeitung oder irgendwo steht, sondern an einem ganz bestimmten Ort in der Bibel! Und dass es nicht zu irgendwelchen Menschen gesprochen ist, sondern zur Gemeinde derer, die an die Wegräumungstat Christi glauben. Die Last aller Lasten kann schlechterdings nur dort von Menschen getragen werden, wo selbst wiederum von Christus getragene Gemeinde vorhanden ist. So wie auf dem Bauplatz die beiden Handlanger sich unter die Last der Gerüststange beugen, so beugen wir uns vor dem Kreuz Christi alle unter dieselbe Verdammnislast. Und so wie dort die beiden ihre gemeinsame Last wegwerfen, so dürfen wir nach solch gemeinsamer Beugung unsere

gemeinsame Sündenlast hinwerfen auf Jesus Christus. Auf diesem Grund kann gebaut werden. Vergebung am Kreuz ist der Grund, der die Welt zusammenhält.

Ob ich Bauhandlanger bin oder Waschfrau oder Professor der Nationalökonomie, wir haben den gleichen Weg. Hier, beim Kreuz, ist die geistige Voraussetzung zur Erfüllung des Gesetzes Christi vorhanden, das lautet: «Einer trage des andern Last» (Gal. 6,2).

Karl Barth

Karl Barth wurde am 10. Mai 1886 in Basel geboren; in Bern, wo sein Vater Theologieprofessor war, wuchs er auf; im aargauischen Safenwil war er 12 Jahre Landpfarrer, und dann hatte er in Göttingen, Münster in Westfalen, in Bonn, und seit 1935 hat er in seiner Vaterstadt Basel den Lehrstuhl für systematische Theologie inne. Nun ist er dabei, sein Lebenswerk, die umfassende Darstellung der kirchlichen Dogmatik, solange es Gott gefällt, weiterzuführen. Es kann dem schlichten Gemeindeglied nicht gleichgültig sein, wer der Mann ist, der seit einem Menschenalter in so besonderer Weise, wie Barth das tut, den Pfarrernachwuchs lehrt. Wenn die christliche Gemeinde diesem Lehrer der Kirche dankt, dann kann es sich nicht um eine unverbindliche Höflichkeitsbezeugung handeln. In der Bibel ist die Gemeinde aufgerufen, ausser für die weltliche Obrigkeit auch für ihre Diener am Wort in treuer Fürbitte einzutreten; — wie viel dringlicher noch gilt diese apostolische Ermahnung im Blick auf die akademischen Lehrer der zukünftigen Prädikanten! Es geht hier auch nicht darum, in menschlich-allzumenschlicher Weise vergänglichem Ruhm auf einen Mann zu häufen, der in seinem Leben einige Gelegenheit hatte, «sich in allen Dingen als Diener Gottes zu erweisen, durch böse Gerüchte und durch gute Gerüchte». Ein Lehrer der Christenheit ist aber vor allem darum nicht auf Menschenlob angewiesen, weil ihm ja unvergleichlich Kostlicheres in Aussicht gestellt ist, sofern er ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse ist: «Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich» (Dan. 12). Der Versuch nun einer sachlichen und zugleich gemeinverständlichen Würdigung der Arbeit Karl Barths legt es nahe, ihn in seiner Eigenschaft als Entdecker, als Forscher und als Bekenner darzustellen.

Der Entdecker

Um es gleich vorwegzunehmen: Es ging damals um nichts Geringeres als um den Himmel. Das Geschlecht um die Jahrhundertwende und wir in der Zeit um den Krieg 1914/18 hatten den Himmel verloren. Wir waren vom Himmel weg und in falscher Weise der Erde zugewendet. Es lag ein gewisses seltsames Schämen über uns. Wir schämten uns nämlich des Himmels, schämten uns unseres Christenstandes, der Kirche, unseres Berufes als Pfarrer und Theologen. Wir hätten eigentlich alle zusammen am liebsten getan, was damals Albert Schweitzer tat, das Pfarramt an den Nagel gehängt und Medizin studiert. Der Dienst am Wort war verachteter denn je, und was schlimm war, wir waren dran, ihn selber zu verachten. Natürlich lehnten wir Nietzsche ab, aber am Ende hatte dieser doch etwas recht, alle hatten ja ein wenig recht, ganz recht hatte freilich keiner. Wir suchten die Wahrheit, aber wir suchten sie überall, nur nicht im Himmel. Wir suchten horizontal, und was wir in allen Windrichtungen zusammenfanden, war alles ein wenig wahr, nichts aber ganz.

So gaben wir uns sehr ernsthaft mit allerlei Wahrheiten ab. Dass es eine Antwort auf die Pilatusfrage gibt (Was ist Wahrheit?), wagten wir kaum mehr zu hoffen. In diese Situation hinein kam Karl Barth und sprach uns nicht von Vieleslei (davon hatten wir schon mehr als genug), er sprach vom Einen, und das war der Himmel. Barth forderte uns auf, nicht seitwärts zu schielen, sondern aufwärts zu schauen. Nicht aus der Horizontalen, sondern aus der Vertikalen ist Entscheidung und Hilfe zu erwarten. «Senkrecht von oben», war eine der Redewendungen, die wir von Barth damals zu hören bekamen. Und «Gott ist der andere», «der ganz andere», der «totaliter aliter». Es war seine unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg erschienene Auslegung des Römerbriefes, die damals auf uns junge Studenten wirkte wie eine Epoche machende Entdeckung. Und es war wahrlich nicht nur eines der mehr oder weniger hilfreichen Details der Technik, es war auch nicht nur ein Erdteil, sondern es war

der Himmel, der da für uns entdeckt, wiederentdeckt wurde. Die Sprache dieser Römerbriefauslegung war stürmisch und herausfordernd und von begradeter Einseitigkeit. (An Vielseitigkeit fehlte es uns ja nicht!) Man spottete über den seltsamen Pfarrer von Safenwil, er sei ein Inflationstheologe. Ja, in Deutschland und anderswo war damals Geldinflation. Die evangelische Christenheit des Abendlandes aber war dran, in Glaubensinflation und Relativismus sich aufzulösen. Man kann sich heute nur schwer einen Begriff davon machen, wie das damals auf uns wirkte, als wir die vollmächtige Botschaft vernahmen, dass es einen «Schatz im Himmel» gebe.

Der Forscher

«Gott ist im Himmel und wir Menschen sind auf der Erde.» Aus diesem Ansatzpunkt heraus fängt nun Barth an zu forschen. Unser Geschlecht ist gewohnt, wo von Forschung die Rede ist, an Technik und Naturforschung zu denken. Dort sieht der Mensch des 20. Jahrhunderts seine «fähigen Köpfe» am Werk. In Buch und Film wird das Heldenlied eines Edison, eines Pasteur, eines Ehepaares Curie gesungen. Einsatz und Leistung gilt der Erforschung des Atoms. Und da geschieht nun das Sonderbare, dass einer kommt, auch ein Forscher von Format, der seinen Verstand und Willen, Zeit und Leben in den Dienst der Erforschung des Himmels stellt. Mit der gleichen Sorgfalt, wie der Atomforscher seine Messungen und Wägungen vornimmt, mit derselben Behutsamkeit, wie der Erbauer einer Betonbrücke und eines Kraftwerkes seine Berechnungen anstellt, wissend, dass ein geringfügiger Fehler unabsehbare Folgen haben kann, mit dem gleichen Ernst macht sich da einer hinter die Erforschung der «Tiefen der Gottheit», wissend, dass hier Unachtsamkeit noch ganz andere Verheerungen anrichtet als nur den Einsturz von Brücken. Mit kühner Forscherlust schreitet Barth unermüdlich die 66 Bücher des Alten und Neuen Testaments ab. Es könnte einen gelüsten, einmal die Bibeln zu sehen, die er in all den Jahrzehnten durch tage- und nächtelangen

Gebrauch zerlesen hat. Und er schreitet immer neu wieder durch die Räume der christlichen Kirchen aller 20 Jahrhunderte und hört mit vor Gott verantwortlicher Aufmerksamkeit, was Gott denen damals und dort durch den Heiligen Geist eingegeben hat, wie sie sich damals und dort auf Grund der ihnen geschenkten Glaubenserkenntnis etwa zu Gott dem Schöpfer stellten, oder zu Christi Wiederkunft, oder zum Geheimnis der Erwählung. Auf diese Weise, durch sorgfältigstes Hinhören auf das Zeugnis der Bibel und auf die Auslegung, welche die Bibel in den Räumen der Kirche erfuhr, entstand und ist immer noch im Entstehen das Werk der «Kirchlichen Dogmatik». Wer diesen Forscher, gewiss in weitem Abstand, auf seinem Weg ein wenig zu begleiten versucht, der bekommt die Bibel lieb, und durch die Bibel die Kirchen der Jahrhunderte, und nicht nur die Kirche in ihren Vertretern auf Erden, sondern auch die obere Schar, die Seligen, die Vollendeten und die — Engel, für die Barth Verständnis hat. Wer aber den Himmel recht liebhat, der bekommt, wie wir gleich sehen werden, auch die Erde richtig lieb; denn wer die Welt im Innersten zusammenhält, der ist im Himmel.

Der Bekenner

Es gibt den Typus des Gelehrten, der sich in vornehmer Zurückhaltung in seine Arbeit zurückzieht wie in einen Elfenbeinturm. Bei aller Zucht und Strenge, die im Wesen eines solchen Lebenswerkes liegt, scheut sich Karl Barth nicht, wenn es die Stunde erfordert, je und je in die Öffentlichkeit der Kirche und der Welt hinauszutreten und in kirchlichen, kulturellen und politischen Tagesfragen Stellung zu beziehen. So hat Barth aktiven und direkten Anteil an der Bekenntniskirche in Deutschland. In die Schweiz zurückgekehrt, ist er einer der führenden Männer des Widerstandes gegen Hitler auf gesamteuropäischem Gebiet. Von seinem regen Briefwechsel über alle Grenzen hinaus während der 12 Jahre Nationalsozialismus legt der stattliche Band «Eine

Schweizer Stimme» Zeugnis ab. Seit Kriegsende gehört er zu denen, die unentwegt vor einer allzu bequemen Schwarz-Weiss-Malerei in den Problemen um Ost und West warnen. Wiederholt hat er seine Stimme erhoben gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands. So ist er ein «Professor», das heisst im wörtlichen Sinne des Wortes, ein Bekenner. Diese Stellungnahmen entwachsen nicht in erster Linie seinem Naturell oder Temperament, auch nicht seiner Nationalität, sondern seiner Theologie. Glaube und Leben, so wie er sie versteht, sollen und können nicht voneinander abgespalten werden, sondern sind aus einem Guss. Und Glaubensbekenntnis ist nicht nur ein Zustand, sondern auch eine Haltung. Ja, wenn in all diesen Stellungnahmen bei Barth so etwas wie ein unbürgerlicher Grundzug herauszuspüren ist, so aus dem Wissen heraus, dass selbst Gottes Stellungnahme in Jesus Christus eine «Neigung nach unten» aufweist.

Darum war es kaum ein jugendlicher Seitensprung, sondern schon damals eine sachliche Nötigung, wenn einst der junge Landpfarrer zu jenen wenigen gehörte, die damals in der Erkenntnis der riesigen ungelösten Arbeiterprobleme zeichnerhaft der Sozialdemokratischen Partei beitraten. Seine Welt-offenheit und Weltkenntnis, über die man in seinem Buch über die «Protestantische Theologie des 19. Jahrhunderts» einen Begriff bekommt, die ihn Mozart einem Bach vorziehen lässt, hat ihren Grund weder in krankhafter Herzerweiterung noch in gesunder Weitherzigkeit, sondern im Glauben an die Macht der einschliessenden Christusgnade: Gott liebt in Christus die *Welt!* Und auch das gehört endlich zum Bekenner Barth, dass er im Glauben an Christi Endsieg in einer gewissen Unbeschwertheit singen, spielen und lachen kann. Was einst Nikolaus Gogol von seinem Lebenswerk schrieb, das könnte man mit noch viel mehr Fug und Recht auch von Barth sagen: «Mein ganzes Streben geht dahin, dass jedermann, der meine Werke gelesen hat, nach Herzenslust über den Teufel lachen kann.» Wer in allem

Entdecken, Forschen und Bekennen so ausschliesslich von
der Christusgnade lebt, der hat gut lachen.

Land der Sorgen

Schlechthin einmalig ist jene berühmte und viel missverstandene Rede Jesu übers Sorgen, da er auf die Vögel unter dem Himmel hinweist, die nicht säen, noch ernten, und «euer himmlischer Vater nähret sie doch». Und die Lilien auf dem Felde, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und doch hat der Schöpfer sie ausgestattet mit einem Kleid, das Salomo mit aller seiner Pracht in den Schatten stellt. Wenn aber Gott solche Sorgfalt aufbringt für die Eintagsblümchen, «warum sorget ihr, o ihr Kleingläubigen? Seid ihr denn nicht viel mehr wert als sie»?

Diese grosse Rede vom Nichtsorgen ist nun freilich in der kirchlichen Auslegung schon oft blutig missverstanden worden und hat dadurch berechtigtes Ärgernis erregt. Man hat es nicht selten so aufgefasst, als wollte Jesus hier den schlichten Broterwerb antasten. Christus redet aber hier nicht in erster Linie zum Hausvater, der Morgen für Morgen, bei Wind und Wetter per Velo zur Stadt fährt, um für seine Kinder den kargen Unterhalt zu erwerben. Er will mit seinem Hinweis auf die Vögel und Lilien auch nicht etwa die Hausfrau lächerlich machen, die mit Umsicht und Einsatz für Nahrung, Kleidung und Wohnung sorgt, wie das Haushalten im 31. Kapitel der Sprüche Salomos in einzigartiger Weise beschrieben ist. Jesus begreift jenen Kleinbauern, dem vor lauter Zinssklaverei das Liegen weh tat, der eines Tages in einem Kirchgemeindeblättchen eine Hohnrede übers Sorgen der armen Leute aus der Feder eines fixbesoldeten Pfarrherrn las, und der daraufhin im gerechten Zorn dem ahnungslosen Seelenhirten das Blättli zerrissen in einem Couvert zurückschickte. Und Jesus begreift jene Mutter, die als Witwe acht Buben ernährt und gekleidet hat, und die einst auf eine solch falsche Rede übers Sorgen der armen Leute hin mit den Worten aufbeehrte: Das wäre schön herausgekommen, wenn sie's gemacht hätte wie die Vögel und

die Blumen. Keine acht ewig hungrigen Bubenmäuler wären damit gestopft und keine acht ewig zerrissenen Hosenböden wären damit geflickt gewesen, wenn sie nicht von einer Tagheitere zur anderen gesorgt hätte, keine Vögel und keine Blumen und keine Pfarrherren hätten ihr geholfen, ja nicht einmal der liebe Gott, und das mit Recht.

Jesus meint das Wort vom Sorgen anders. Wenn wir erfahren wollen, an welche Adresse es vor allem gerichtet sei, dann müssen wir den Zusammenhang beachten, aus dem heraus er jene Rede hält. Bei Lukas geht nämlich unmittelbar voraus das Gleichnis vom reichen Kornbauer, jenem Nimmersatt, der Keller und Scheunen erweitern muss. Darauf fährt Jesus dort weiter: «*Darum* sage ich euch, sorget nicht für euer Leben!» Bei Matthäus aber steht unmittelbar vor der Rede vom Sorgen das Wort vom falschen Schätzesammeln und von der Unmöglichkeit, Gott und dem Mammon zu dienen, und dann heisst es auch da: «*Darum* sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben!» Nicht an die Armen, nicht an die Hungernden und Frierenden, nicht an die Kleinbauern und Witwen denkt somit Jesus hier in erster Linie, wenn er vom Sorgen redet, sondern an Leute, die Schätze sammeln und ihre Keller und Scheunen erweitern, weil sie nicht mehr wissen, wohin mit all dem Überfluss. Jesus sieht somit, und das ist sehr seltsam, die Gefahr und Neigung zum Sorgen nicht vorab bei denen, die allen Grund zum Sorgen hätten, nicht bei den Armen, sondern vorab bei den anderen, für die längst über und über gesorgt und gesichert und versichert und rückversichert ist, bei den Begüterten. Unsinn! Logik und Vernunft kommen da nicht mehr nach. Aber das Leben selber pflegt unlogisch zu sein. Hier stellt Jesus das Sorgen als lächerlich hin, als Dummheit und als Narretei. Hier sagt er, man solle sich nur schämen vor jeder blühenden Säublume (Löwenzahn) auf der Matte und vor jedem piepsenden Spatz auf dem Dach. Seltsam, unsinnig! aber dem ist halt so: Die Sorge hat geradezu die verkehrte Eigenschaft an sich, dass

sie nicht bloss anzutreffen ist bei denen, die es haben und vermögen, sondern dass sie bei wachsendem Wohlstand geradezu wächst und wächst. «Kleine Kinder, kleine Sorgen; grosse Kinder, grosse Sorgen», dies Wort aus dem Volksmund gilt, und nicht nur für die Kinderstube, es gilt auf der ganzen Linie des Lebens. Man könnte geradezu sagen: Kleine Leute, kleine Sorgen; grosse Leute, grosse Sorgen; kleine Verhältnisse, kleine Sorgen; grosse Verhältnisse, grosse Sorgen. Das gilt auch für die Völker und Staaten, und für die verschiedenen Mächtegruppen in Ost und West. Je grösser die Macht, desto grösser die Sorge und das Fürchten. Auch liegt der Sorge das gebieterische Verlangen inne, jeden einmal erreichten Besitzstand um jeden Preis und mit allen Mitteln zu halten. Jeden Rückgang aber benutzt die Sorge, um Panikstimmung auszulösen. Darum das ins Krankhafte wachsende Sicherheitsbedürfnis bei wachsendem Besitz. Ich kannte einen, der hatte Geissen im Stall. Durch Fleiss und Glück kam es dazu, dass eines Tages Kühe im Stalle standen. Dann musste ein Hofhund her, den alle Nachbarskinder und alle Hausierer weit im Umkreis fürchteten, vorher ging es ohne. So ist's auf dem Bauernhof, und so ist's an den Fürstenthöfen, den grossen und grössten.

Von da aus gesehen wird uns klar, wieso ausgerechnet unser Westen seit dem Krieg das Gebiet der Sorgen ist. Das kommt daher, weil wir weit und breit immer noch am meisten zu verlieren haben, weil wir Schätze besitzen, nach denen die Diebe graben und welche die Motten und der Rost fressen. Wir sind der reiche Kornbauer inmitten unterernährter Millionen, wir sind die Luxusvilla inmitten der Elendsviertel der «unterentwickelten Völker». Darum liegt jetzt der Bann der Sorge wie eine nicht ungefährliche Tyrannei auf uns, und darum können wir in diesen Jahren, trotz aller forcierter Lustigkeit, unseres Lebens nicht so recht froh werden.

Aber, hat vielleicht unser altes stolzes Europa jetzt diese Tyrannin nötig? Ich schnappte einst als kleines Kind im

Treppenhaus aus dem Gespräch zweier Frauen, die offenbar einen verarmten Nachbar verhandelten, ein Wort auf, das mir wegen seiner Eigentümlichkeit im Gedächtnis geblieben ist: «Ach, wissen Sie, Frau Soundso, es gibt eben gewisse Leute, die Sorgen haben müssen.» Sie hat offenbar damit gemeint, dass es Leute gibt, die über den Strick treten würden, wenn nicht eine gewisse Sorgenlast sie danieder hielte. Sie haben es wie die Milch, die jenen Stein braucht, den man «Wächter» nennt, damit sie nicht überkocht. Gewisse Leute würden «überkochen», wenn sie nicht einen Sorgenstein auf sich hätten. Und zu diesen «gewissen Leuten» gehören offenbar jetzt wir Europäer.

So ist es wahr, dass wir jetzt vielleicht die Tyrannei der Sorge nötig haben. Aber das ist nur so lange wahr, als wir nicht bereit sind, uns der Herrschaft Gottes zu unterstellen. Einen Meister braucht der Mensch, entweder ist es der gütige Gott oder der harte Mammon. Nur wo Christus der Herr wird, ist die Tyrannei der Sorge gebrochen. Darum fügt Jesus seinem Wort vom Nichtsorgen das andere hinzu, dass wir vorab nach dem Reiche Gottes trachten sollen und nach seiner Gerechtigkeit und dass sich dann alles übrige von selbst ergibt. Gerechtigkeit ist besser als Sorge. Je weniger unser Abendland ein Land der Gerechtigkeit ist, umso mehr Grund haben wir zum sorgenvollen Blick nach Osten. Aber je mehr Gerechtigkeit unser Volk erhöht, umso weniger haben wir fremdländische Wühlereien zu fürchten. Man hat oft den Eindruck, es müssten gewisse Leute darum so gebannt nach dem Osten starren, weil es ihnen nicht Ernst ist mit der Gerechtigkeit im eigenen Land, und es seien jene, die am lautesten nach Schutzmassnahmen schreien, denen bei uns daheim jede soziale Errungenschaft ein Dorn im Aug ist.

Aber wie, wenn unserem Abendlande tatsächlich Schweres bevorstehen sollte? Kein Volk der Erde besitzt einen Garantieschein dafür, dass es nicht untergehen werde. Das Abendland macht da keine Ausnahme. Wie, wenn in Anbetracht

der Arglist der Zeit unserem alten Europa Todesgefahren drohten? Wenn also unser Sorgen nicht gegenstandslos ist? Wenn unser teilweises Verschontsein den Sinn hätte, dass wir nur aufgespart worden wären für einen besonders tiefen Fall? Solch abgründigen Sorgengedanken gegenüber sagt Jesus, dass es eine Torheit ist, sich über seine Lebenslänge unnötig Sorgen zu machen. Kein Mensch vermag, ob er sich gleich darum sorgte, seiner Lebenslänge auch nur eine Elle hinzu zu fügen. Von hier aus besteht für den Christenmenschen die Möglichkeit, dass er schliesslich getrost und unverzagt wie das Mädchen Esther sprechen könnte: «Komme ich um, so komme ich um.»

Und nun noch ein Letztes. Das Wort vom Nichtsorgen will uns an Christus binden. Es gleicht dem Befehl des Herrn, der in jener Nacht dem Jünger zumutet, über den Rand des Bootes hinaus aufs Wasser zu treten. Und Petrus gehorcht und sinkt, und der Herr muss ihn halten, damit er nicht untergeht. Wer auf das Wort des Herrn hin aufhört zu sorgen, dem wird es sein, wie wenn er das Boot verlassen und aufs Wasser treten und versinken müsste. Aber des Herrn Hand ist ausgestreckt.

Gespräch mit dem Strassenwart

Am Rande jenes Fleckes Schweizerboden, den man mit Recht das «Grosse Moos» nennt, stand ein einzelnes Haus, dessen Giebelwand dem Vorübergehenden auffallen musste. Diese hatte nämlich mittendurch, von oben an bis unten aus, einen breiten Riss, der offensichtlich schon mehr als einmal geflickt und verputzt worden war, jedoch umsonst, der Riss war immer wieder da. Einmal traf es sich, dass der Strassenwart eben in jener Gegend beschäftigt war. Er erklärte mir das traurige Geheimnis des zerrissenen Hauses: Es sei zur Hälfte auf Nagelfluh gebaut, zur anderen Hälfte auf schlecht gepfählten Moorboden. Darum drohe das Haus anhaltend zu zerreißen. Wenn es halt am Fundament fehle, so fügte er hinzu, dann nütze alles Flicker nichts. Auf's Fundament komme es eben an.

Wie oft musste ich seither an diesen Ausspruch des Strassenwartes denken! In wie viele Ehen musste ich seither schauen, die «zur Hälfte auf Nagelfluh, zur anderen Hälfte aber auf schlecht gepfählten Moorboden aufgebaut» waren! Und wie viele Häuser sind mir seither zu Gesicht gekommen, deren Giebelwand den verdächtigen Riss aufwies, und alles Verputzen und alles Flicker nützte nichts, weil es eben, nach der Meinung des Strassenwartes, auf's Fundament ankommt! Wenn aber das Fundament schon bei den Ehen, Familien und Häusern schadhafte oder ungenügend ist, darf es uns dann verwundern, wenn die ganzen Völker und Erdteile jenem Haus am Rande des Grossen Mooses gleichen? Alles Flicker nützt uns nichts. Es fehlt am Fundament. Dieser Erkenntnis konnten sehr viele nach dem Weltkrieg 1914 bis 1918 sich noch verschliessen. Sie meinten, es sei nur ein Zwischenfall gewesen, und nun fange die grossartigste aller Zeiten an. Es kam dann anders. Nach dem aber, was wir zuletzt erlebten, dürfte die Zahl der Menschen schon ein wenig grösser sein, die erkennen, dass es in den Fundamenten fehlt,

und die anfangen, darüber nachzudenken, was unserem Geschlecht not täte, drinnen in den Ehen und Familien, draussen in Handel und Wandel, in Kirche, Schule und Staat.

Wenn aber der Apostel Paulus den Korinthern schreibt, Jesus Christus sei der Grund, und auf einen anderen Grund könne niemand bauen, dann meint er damit eben das, was man in der Sprache des Bauhandwerkes heute das Fundament zu nennen pflegt. Christus das Fundament! Nur «wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut». Diese Botschaft müsste jetzt von der Kirche mit grosser Dringlichkeit und in Vollmacht denen zugerufen werden, die darangehen, an der Brandstätte dieses Weltkrieges die Wegräumungsarbeiten zu beginnen, um, will's Gott, einmal wieder neu aufzubauen: Auf's Fundament kommt es an. Wer auf einen andern Grund denn auf Christus baut, der baut umsonst. «Einen andern Grund kann niemand legen ausser dem, der da gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.» Christus ist es, der die Welt zusammenhält.

Aber was heisst denn das, ganz konkret und handgreiflich gesprochen? Wie baut man eine Ehe, eine Familie, ein Volk, eine Kirche, einen Staat, eine Kultur, eine neue Zeit auf Christus, den einen soliden und tragbaren Grund? Dabei ist vor allem auf dreierlei zu achten.

1. Eine Gemeinschaft auf Christus gründen, das heisst auf die *Vergebung* bauen. Mit andern Worten, man darf nicht zu hurtig ans Bauen gehen. Es muss zunächst tatsächlich immer eine Wegräumungsarbeit, ein Aushub, geleistet werden, so gewaltig, dass kein Mensch jemals es zu tun vermöchte. Nicht nur der Schutt von Kriegsjahren ist hier wegzuräumen, sondern die Sünde der Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende. Es ist das nicht nur die Sünde der einzelnen, es ist in jedem Volk auch Sünde von ganzen Gruppen und Schichten, Sünde, die im ganzen Volkscharakter liegt. Sünde, die ihre Wurzel tief in der Geschichte jedes Volkes

hat. Das Nachdenken und Umdenken, die Busse, muss tief und nachhaltig sein, und wenn wir nicht wieder auf ungenügenden Fundamenten aufbauen wollen, dann muss zuerst gegraben und gebohrt werden, bis dass alles Lockere und Brethafte beseitigt ist. Wer aber sollte diese Arbeit der Reinigung und Wegräumung bewältigen, wenn nicht *Er*, der in die Welt gekommen ist, eben um den Menschen ihre Sünde wegzunehmen? Auf die Vergebung Christi bauen, das heisst Christus zum Fundament wählen.

2. Eine neue Gemeinschaft kann nur aufgebaut sein auf einer neuen Bereitschaft und Fähigkeit zum *Dienst*. Dienen aber tut niemand gern. Das wird ja unserem Geschlecht recht eindrücklich zu Gemüte geführt. Jeder Mensch trägt einen Herrscher, eine Herrscherin in der Brust. Eine Gemeinschaft aber kann nur bestehen, wenn die einen dienen und die anderen, die zur Herrschaft befähigt sind, auch ihr Herrschen als Dienst ausüben, wenn also im Grunde alle dienen. Wo alle herrschen wollen, da wird es einen Kampf aller gegen alle geben. Darum wird uns nur eine völlig neue Bereitschaft zum Dienen weiterhelfen. Der Herrscher und die Herrscherin in unseren Herzen aber sind rechte Sesselkleber. Die weichen nicht so leicht von ihrem angemassten Thron. Sie weichen nur einem Stärkeren. Wer aber kann dieser Stärkere sein, wenn nicht er, er, der vom höchsten Thron herabgestiegen ist, um der Menschheit zu dienen! Wenn Christus in den Herzen den Thron besteigt, dann erst kehrt der Geist des Dienens ein, denn Christus der Herr allein ist dem Herrscher, der Herrin in uns gewachsen. Von Christus sich den Geist des Dienens schenken lassen, das heisst ihn zum Fundamente wählen.

3. Die Vergebung, der Dienst, und schliesslich: Das *Opfer*. Unser Geschlecht war auf Genuss eingestellt. Unsere Ehen, Familien, Staaten, allen vorab aber die Kirchen, waren Genussgemeinschaften geworden. Darum mussten sie zerfallen. Nur eine neue Opfergemeinschaft und Opferbereitschaft

kann uns weiterhelfen. Und nun erinnern wir uns daran, wie in der Mitte der Religion, zu der wir uns ja doch bekennen, das Opfer steht, das Opfer Christi. Woher soll uns Menschen ein neuer Opfergeist kommen, wenn nicht von jenem ganz grossen, von jenem einmaligen Opfer her, das am Kreuz dargebracht wurde? Ein Geschlecht, das Christus zum Fundamente wählt, wird von der Vergebung leben und bereit werden zum Dienst und fähig zum Opfer. Wir aber erinnern uns noch einmal an die Worte des Strassenwartes über jenes Haus am Rande des Grossen Moores: «Wenn es halt am Fundament fehlt, dann nützt alles Flicker nichts. Auf's Fundament kommt es eben an.»

Die Hirtenpfeife im Bethaus

In einem Buch des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber habe ich folgende kleine Legende gefunden, die ich ihm frei nacherzähle:

Ein israelitischer Dorfmann, der Jahr für Jahr am grossen Versöhnungstag das Bethaus aufzusuchen pflegte, hatte einen Knaben. Der war stumpfen Geistes und konnte weder lesen noch schreiben. Weil sein Vater das wusste, nahm er ihn nie mit in die Stadt zum Gottesdienst. Als das Kind aber 13 Jahre alt war und nach dem Gesetz mündig wurde vor Gott, da nahm es der Vater am grossen Tag zum erstenmal mit, damit es nicht in der Abwesenheit seiner Eltern daheim eine Sünde begehe.

Der Knabe hatte ein Hirtenpfeifchen, darauf er pfiFF, wenn er im Feld die Schafe und Kälber hütete. Das steckte er an jenem Tag in die Seitentasche seines Feierkleides.

Als nun aber im Bethaus die heilige Stunde kam, da konnte der Knabe in seiner Unwissenheit weder mitbeten noch mitsingen und wusste nicht, was er denken sollte. Aber als das erste Gebet gesprochen wurde, da sagte er zu seinem Vater: «Vater, ich habe mein Pfeifchen bei mir und will darauf singen.» Bestürzt bedrohte ihn der Alte, dass er das ja an diesem Ort bleiben lasse!

Und der Knabe musste es bei sich bewahren.

Aber dann kam das zweite Gebet. Und er fragte ein zweites Mal. Und er fing an zu flehen. Als der Vater dies grosse Verlangen sah und merkte, dass die arme Seele immer unruhiger verlangte zu singen, da wurde er zornig. Und es gereute ihn, dass er den Jungen mitgenommen hatte. Und er legte vorsorglich seine Vaterhand auf die Tasche des Knaben, damit nichts Unschickliches geschähe.

Inzwischen begann das dritte und letzte Gebet. Die Lichter brannten, und die Herzen der Gläubigen brannten auch. Die achtzehn Segenssprüche hallten durch das Haus, und das grosse Sündenbekenntnis wurde vor Gott gelegt, dass er entscheide. An diesem feierlichen Höhepunkt des Gottesdienstes riss der Knabe im unbewachten Augenblick die Hand aus der Tasche, und noch ehe es der Vater wehren konnte, ertönte ein machtvoller Pfiff durch den Raum.

Schreck und Empörung und drohende Fäuste.

Der Rabbiner aber hat die Gnade und versteht. Als hätte der Zwischenfall dazugehört, entlässt er segnend die Gemeinde.

So weit Martin Buber.

Was wohl jener Rabbiner verstanden haben mag? Jedenfalls hat er geahnt: Hier ist Grosses geschehen. Ein geheimnisvoll Fremdes hat offenbar während des Gebetes die Seele des jugendlichen Pfeifers überwältigt. Dieses Fremde will wie ein eingesperstes Vögelein sich nicht mehr stille halten. Es ist nicht der Knabe, der hier «singt». Es, jenes fremde Etwas, singt aus dem Knaben heraus. Er ist nicht mehr seiner mächtig. Der Schreck über den Pfiff ist bei den anderen kaum grösser als beim Knaben selbst. Dieses Fremde aber ist nicht irgendetwas, sondern etwas ganz Bestimmtes. Es ist das Göttliche. Gott selber hat dem Knaben gerufen, und er hat Antwort gegeben. Ausgerechnet diesen einfältigsten Gottesdienstbesucher, dies völlig leere Gefäss, hat Gott sich auserwählt, um darin Wohnung zu nehmen. Das im Geist zu erkennen hat jener Rabbiner die Gnade gehabt.

Diese seltsame «musikalische Mitwirkung am Gottesdienst» ist den Gesetzen des Schönen widersprechend. Was so geschieht, ist gegen alle Regeln der Kunst. Der Knabe kann ja überhaupt nichts, nicht einmal beten und singen. Er kann nur aus vollen Backen in ein Hirtenpfeifchen blasen, was er in seiner Armut «singen» nennt. Vom Standpunkt der Kunst

aus beurteilt ist sein Tun ein unpassendes und unprogrammässiges Gepfeife, das die Hörer nicht erfreut, sondern erschreckt.

Aber Gott hört mit anderem Ohr. Gott nimmt die Gabe des Einfältigen in Gnaden an, so gnädig wie den Gesang irgendeines Elitechors mit geschulten Stimmen. Gott sieht nicht den Künstler, sondern den Gläubigen. Gott hört nicht die Reinheit unserer Stimmen, Gott schaut die Aufrichtigkeit der Herzen derer, die da singen. Gott nimmt falsche Töne in Kauf, wenn sie nur nicht aus heuchlerischen Herzen stammen.

Dieser Knabe im Bethaus muss singen. Er muss! So wie der Buchfink singen muss, wenn der Flieder blüht und wenn die Sonne scheint. Er muss, wie Martin Luther musste, als er in Worms vor Hof und Kaiser stand und unter Zittern und Entsetzen sprach: «Hier stehe ich, ich kann nicht anders.» Es ist das göttliche Muss, das den Knaben in jener Stunde überkommt. Vater mag schimpfen, Vater mag drohen, Vater mag schlagen — jetzt muss ich singen!

Beurteilen wir so auch all unser Singen im evangelischen Bethaus. Es ist nicht in erster Linie gesangliche Darbietung, sondern Bekenntnis des Glaubens. Das ist das Einzigartige am evangelischen Gemeindegesang. Er ist Glaubensbekenntnis, er ist nicht Kunst. Nicht wer schön singt, soll hier singen, sondern wer glaubt. Hier ist Raum für die Hirtenpfeife des einfältigen Knaben. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen Konzert und Gemeindegottesdienst. Auf der Bühne darf nur auftreten, wer etwas kann. Im Gottesdienst darf jedes Mütterchen singen, das merkt — oder eben auch nicht merkt! —, dass es seiner Stimme nicht mehr in allen Lagen mächtig ist.

Wer das einmal einsieht, hört auf, über ungenügenden Gemeindegesang zu schimpfen. Gemeindegesang ist immer ungenügend, ungenügend vor Gott und Menschen. Das ist

das Wunder, dass Gott das Ungenüge der Gemeinde auch in musikalischer Hinsicht gnädig ansieht, so gnädig wie das Gepfeife jenes Knaben.

Aber — ich weiss, dieses Aber war längst manchem Leser auf der Zunge —, soll einer, der nun einmal die Gabe des Singens und Spielens hat, nur weil er Künstler ist, aus dem Gottesdienst ausscheiden? Schon die Tatsache, dass ich dies berechnete Aber aufgreife, deutet meine Antwort an.

Selbstverständlich darf man, wenn man's kann (wie wenige können's doch!), in vollendeter Form sein Glaubensbekenntnis ablegen. Selbstverständlich darf man ein Johann Sebastian Bach sein und ein Paul Gerhardt. Aber gerade diese ganz Grossen waren in erster Linie gläubige Christen und Bekenner und erst sozusagen obendrein auch noch Künstler. Bach war keine «Künstlernatur». Wenn er in seine Pfeifen blies, dann war er so einfältig und gläubig wie jener Knabe im Betthaus. Wenn er am Notenpult sass oder das Instrument handhabte, dann war er Bekenner. Dann konnte es auch bei ihm geschehen, dass Es, jenes geheimnisvolle Etwas, über ihn kam und durch ihn hindurch sang, so wie wenn der Wind des Nachts durch die Baumwipfel streicht. Gerade ihm war die Schönheit Magd der Wahrheit und nie umgekehrt.

Damit wollen wir nicht sagen, dass nicht auch die weltliche Kunst ein ehrliches Bekenntnis wäre. Alle echte weltliche Kunst ist ein Bekenntnis. Es fragt sich nur, *was* da bekannt wird. Wenn unser Gemeindegesang sich vom Gesang der Welt unterscheidet durch das *Wie*, dann erst recht auch durch das *Was*.

Wenn die Welt singt, dann bekennt sie, was in der Welt vorgeht: Lust und Leid. Die Gemeinde aber hat anderes zu bekennen. Der Inhalt ihres Bekenntnisses ist Gott, sein Reich und seine Macht, seine Herrlichkeit und seine Liebe. «Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder.» Gottes

Wundertat ist der Anfang und die Mitte und das Ende eines jeglichen christlichen Gemeindegesanges.

Tut Gott Wunder? Er *tut* Wunder. Aber was uns singen macht, ist, dass er auch Wunder *tut* und tun wird, heute und morgen.

Als jenes junge Fabrikarbeiterpaar am Samstagnachmittag viele Stunden weit her, aus dem bernischen Mittelland über den Jura bei strömendem Regen per Velo nach Basel fuhr zur Taufe eines verkostgeldeten (in Kost und Pflege einer fremden Familie gegebenen) Kindleins und am Sonntag wiederum durch denselben strömenden Regen die vielen Kilometer zurückkehrte, das alles einzig um einer Kindstaufe willen, dann war das eines der Wunder des zwanzigsten Jahrhunderts. Weil Wunder geschehen, darum singen wir.

Und wenn eine schwer getäuschte, von ihrem «frei denkenden» Mann geistig vergewaltigte Katholikin, die ihr Kind bei angedrohter Prügelstrafe nicht in den Unterricht ihrer Kirche schicken darf, dasselbe jahrelang hinter dem Rücken ihres Mannes unter ständiger Gefahr des Entdecktwerdens in den protestantischen Unterricht schickt, dann ist das ein Wunder der Grossstadt, ein Wunder des Glaubens und des Martyriums, für das die Engel im Himmel Gott loben und preisen. Und wir sollten nicht mitsingen?!

Es geschieht nicht nichts. Es geschehen Zeichen und Wunder. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe. Weil Gott Wunder tut, darum singt die Gemeinde.

Sie singt ein neues Lied. Das alte Lied ist uns bekannt genug. Es ist das schwermütige Lied dieser Erde, das Lied vom Blut und von den Tränen, das Lied vom Tod und von der Schuld, das alte Lied vom Triumph des Starken und vom Sieg des Vergewaltigers.

Aber die Gemeinde singt ein neues Lied. Das Lied vom Licht, das in der Nacht nicht erlischt, das Lied vom Leben,

das der Tod nicht tötet, das Lied von der Freude, die im Leid sich ereignet, das Lied vom Frieden, den die Welt nicht nehmen kann, das neue Lied, das mit gekrümmten und blutigen Rücken Paulus und Silas im Kerker zu Philippi sangen, als sie um Mitternacht Gott lobten, so dass die Mitgefangenen in den Nachbarzellen ihr Ohr an die Kerkerwände legten.

Singet dem Herrn ein neues Lied! Und wenn dies Singen oft auch gedämpft tönen muss, weil es uns nicht «ums Singen ist», singet trotzdem! Nicht wir singen, sondern Es singt, so wie dort beim Knaben im Betsaal. Das was Gott getan hat an Weihnachten und Karfreitag und Ostern und Himmelfahrt und Pfingsten, und das, was Gott tun wird bis zum Tag der Vollendung, wenn die Kerkertüren dieser Erde aufgehen werden, das singt in der Gemeinde. Und wenn unser Atem ausgeht, wir singen nicht aus eigenem Atem. Gott geht der Atem nicht aus.

Leichenzelle Nummer acht

Die Taxitür fällt dumpf ins Schloss. Wir schreiten die Leichenhalle hinunter und suchen an einer der 22 Türen den Zettel mit dem Namen unseres verstorbenen, jungen Freundes. Vor Nummer acht bleiben wir stehen. Der Beamte fragt, ob wir Ausweiskarten zur Besichtigung des Toten hätten. Daraufhin gestattet er uns mit steifer Höflichkeit den Eintritt.

Da drinnen liegt die sterbliche Hülle eines Jünglings. Der hat mit Fleiss und Geschick die Schulen durchlaufen, in normalen Fristen die Examina bestanden und war nach einer kurzen Vorlehre als Schlosserlehrling in eine gute Werkstatt eingetreten. Auch da hat er zur vollen Zufriedenheit seines Meisters gearbeitet, fand dann aber keine Anstellung als Arbeiter. Glücklicherweise war bald das Alter für die Rekrutenschule da. Das war, wenn auch kein Zukunftsziel, so doch wenigstens eine Abwechslung, auf die man sich eine kleine Weile freuen konnte. Nach der Rekrutenschule aber begann wiederum ein langes, zermürbendes «Büezsuchen» (Arbeit-suchen), jedoch, abgesehen von einigen kurzen Aushilfspos-ten, ohne endgültigen Erfolg.

Erfolg war dem jungen Mann stattdessen im Turnverein be-schieden. Er wurde denn auch bald eines seiner eifrigsten Mitglieder. Die Übungsabende gestalteten sich zu Höhe-punkten seines jugendlichen Erlebens. Im Kreis seiner Ka-meraden konnte er zeigen, wer er war. Da durfte er bewei-sen, dass es einfach nicht wahr sei, was alle Welt von ihm zu glauben schien, dass er zu nichts taugte in der Welt. Da konnte er sich einigermaßen entschädigen für die vielen lau-ten und für die noch zahlreicheren halblauten Bemerkungen von Seiten der Arbeitgeber und zu Haus am Tisch.

Er brachte es denn in seinem Verein auch in kurzer Zeit zu einer gewissen Meisterschaft, und schon beim ersten grossen Fest, das er mitbesuchte, holte er sich zwar noch keinen

Kranz, aber doch einen grünen Lorbeerzweig mit Silberverzierung. An jenem Abend kannte seine Freude, wie mir seine Schwester später erzählte, keine Grenzen.

Mit eigentümlicher Wucht wirft sich der Junge von da an aufs Turnen. Eines Abends aber setzt ein Sturz vom Reck dem kurzen Glück ein jähes Ende. Eine kleine Hirnerschütterung — aber, was schlimmer ist, auf dem Boden der Turnhalle liegen ein paar Tropfen roten Bluts. Eine innere Verletzung. Daraufhin viele Monate in der Höhe zur Kur. Nach der Heimkehr Wiedereintritt in den Turnverein trotz Warnung des Arztes, nochmalige Verschlimmerung des Gesundheitszustandes und schliesslich tödlicher Ausgang.

Da liegt nun der liebe Junge in Zelle Nummer acht. Nicht im üblichen Totenhemd, sondern im vollen Turnerstaat, angehtan mit Turnschlappen, Hose und Leibchen, So war es sein letzter Wunsch. In der nicht gefalteten linken Faust steckt der grüne Lorbeerzweig vom Fest. Seine Kameraden stehen mit umflorter Fahne da. Einer von ihnen hält vor der Versenkung des Sarges eine schlichte Ansprache des Inhalts: Freund Hans sei ein ganzer Turner gewesen und ein Sportmann mit Leib und Seele.

Wir verweilen darum so ausgiebig vor Zelle Nummer acht, weil sie uns Einblick zu verschaffen verspricht ins Wesen der Jugend im religiösen Suchen unserer Tage. Was uns vor Zelle Nummer acht so sehr zum Nachdenken zwingt, ist ausser der persönlichen Tragik dieses jungen Lebens nun eben noch etwas anderes. Im Anblick dieses eingesargten Sportmannes ist mir zum erstenmal klar geworden, wie nah in der Erlebniswelt des modernen jungen Menschen das, was man so gemeinhin «Sport» nennt — wie nah das dem religiösen Erleben kommt. Ich sagte mir, Sportmann kann man also sein «mit Leib und — Seele»! Dort vor Zelle Nummer acht ging mir das Verstehen auf für meine eigenen Kinder, auf die das Automobil eine so seltsame Macht ausübt. Dort vor

Zelle Nummer acht fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass meine Unterrichtsbuben und -mädchen nicht nur mit dem Leib die Skihütte und das Strandbad und die Kunsteisbahn aufsuchen, sondern mit Leib *und* Seele. Hier wurde mir die Antwort auf die Frage, warum die kinderlehrpflichtige Jugend an sportgünstigen Sonntagen nur eine Strafe kennt, eine unerhört empfindliche und einschneidende Strafe, und das ist der Besuch der Sonntagskinderlehre.

«Ganz Turner, und Sportsmann mit Leib und Seele»: Hier ist vom Sport genau in den sprachlichen Ausdrücken die Rede, in denen sonst von den Religionen die Rede ist. Was heute Sport heisst, hat das gemein mit Religion, dass es den ganzen, ungeteilten Menschen mit Beschlag belegt und neben sich keine andere Grösse duldet. Durch blosses Wüsttun über die Sportsverrücktheit rückt man dem Sport darum nie auf den Leib. Sport ist ein geistiges Wesen. Ja, vor Zelle Nummer acht geht uns eine Ahnung auf davon, dass es sich hier, wenn auch um eine heidnische, so doch um eine wirkliche Religion handelt. Der junge Tote in seinem Turnerschmuck dort in Zelle Nummer acht zeigt uns, wie hier der Sport «zum einzigen Trost im Leben und im Sterben wurde». Ich glaube seit diesem meinem Erlebnis sagen zu dürfen: Der Sport ist eine der bezeichnendsten und augenfälligsten Formen religiösen Suchens der Jugend unserer Zeit.

Wie machtvoll dieser Geist mit geradezu religiösem Bann die Gemüter ergreifen kann, erlebt man etwa bei einem Ländermatch. Wer heute Menschen in religiöser Ekstase, ja Verzückung, begegnen will, muss einmal solch einen Ländermatch miterlebt haben. Ein Taumel greift da nach uns, der Macht gewinnen kann über die Seele, solche Macht, dass höchste Wachsamkeit geboten ist. Hier begreift man, warum die Missionare den jungen, noch ungefestigten Christen die Teilnahme an den heidnischen Götzenopferfesten verbieten. Ein Ländermatch ist ein Götzenopferfest mit allen seinen

dämonischen Gewalten. Es hat uns seinerzeit eigen berührt, würde uns aber heute nicht mehr verwundern, als Lindbergh nach seinem Ozeanflug in Le Bourget landete, dass die Polizei nur mit grosser Not seinen Apparat vor den Messern und Zugriffen der bewegten Masse, die ihn in geradezu religiöser Ergriffenheit erwartet hatte, zu schützen vermochte. Jeder wollte ein Andenken, ein Fetzen Segeltuch oder ein Splitterchen eines Holzteiles der Maschine erhaschen. So sieht die Heiligenreliquie der Jugend aus im religiösen Suchen unserer Zeit.

Wer unter den Lesern dieser Betrachtung nun aber zu den älteren Semestern gehört und meint, nicht mehr erfasst zu sein von dieser heidnischen Sturzwelle, den möchte ich daran erinnern, dass in der Zeit, da wir noch jung waren, etwa das Sparkässlein zu den beliebtesten Gegenständen religiöser Verehrung gehörte. Wir trieben in wirtschaftlicher Hinsicht den Kultus des «grünen Zweiges», auf den man kommen wird, «wenn man recht brav lernt und gute Zeugnisse heimbringt», wie es uns aus unzähligen Examenreden und erbaulichen Ansprachen aus Schul- und anderen Stuben noch in den Ohren liegt. War denn dieser grüne Zweig letztlich anderer Art als jener in der Faust des jungen Mannes in Zelle Nummer acht? Gehört er denn weniger zu den Dingen, die wie Gras verwelken und wie die Blume des Feldes verdorren?

Wahrlich, wir älteren Jahrgänge, die wir aus dem Zeitalter des grünen Zweiges in Form des Sparbüchleins stammen, wir haben alle herzlich wenig Grund, von irgendeiner eingebildeten Höhe auf das religiöse Suchen und Irren unserer Jugend herabzuschauen. Diese Jugend ist in unseren Wohn- und Schulstuben gross geworden und hat unserer Predigt gelauscht.

Diese Jugend, das glauben wir vor Zelle Nummer acht feststellen zu dürfen, ist religiös. Ja sie ist ausserordentlich

religiös. Aber sie opfert auf verschiedenen Altären, sie wird umgetrieben von Tempel zu Tempel, von Hain zu Hain, von Götze zu Götze. Alle diese Altäre aber rauchen schlussendlich einem einzigen Gott, dem Gott dieser Welt. Dieser Gott ist der Mensch, der sich selber vergottet, sein Blut, seine Idee, seine Kraft.

Christus selber, der Herr seiner Kirche, hat des öftern auch von der Jugend geredet, und zwar gilt, was er sagt, nicht nur für die Jugend seiner, sondern von der Jugend aller Zeit, somit auch der unsrigen. Hören wir ihn selber:

Im neunten Kapitel des Markusevangeliums wird uns ein Knabe geschildert, der «hat einen sprachlosen Geist». Der Vater des Besessenen bringt ihn den Jüngern und den Schriftgelehrten, dass sie ihm helfen möchten. Aber sie können nicht, bis dass der Herr kommt und ihn von seinem Dämon befreit.

Das, das ist die Jugend im religiösen Suchen unserer Zeit. Sie ist vom Geist des Jahrhunderts besessen. Bald schäumt diese Jugend in unsinniger Begeisterung, bald knirscht sie in haltlosem Zorn. Diese Jugend ist so besessen, wie jener Vater auf die Frage des Meisters hin sagt: «von Kind auf». Dieser fremde Geist führt unsere Jugend genau so, wie jener Vater es beschreibt: «Oft hat er ihn in Feuer und Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte.» Eine Jugend, die dem Gott dieser Welt hörig wurde, wird ins Feuer der Vernichtung geworfen zu Land und Meer und Luft.

«Und er kam zu seinen Jüngern und sah viel Volks um sie und Schriftgelehrte, die sich mit ihnen befragten.» Die Schriftgelehrten befragen sich heute. Sie haben ihre Sicherheit einer Jugend gegenüber, die von einem Geist besessen ist, gründlich verloren. Sie haben gemerkt, dass man mit Methode und Psychologie dem besessenen Knaben nicht mehr hilft. Aber auch die Jünger sind ratlos. Sie haben versucht, dem Knaben zu helfen. Sie haben es trotz Abwesenheit des

Meisters versucht. Und sie können nicht helfen. Mit etwas mehr oder weniger kirchlicher Jugendarbeit ist nicht geholfen da, wo ein besessener Knabe um sich schlägt. Und hier steht der Vater, das Elternhaus. Völlig ratlos. Er sucht Hilfe bei den Schriftgelehrten, und er sucht Hilfe bei den Jüngern, aber weder Schule noch Kirche helfen dem besessenen Knaben auf. Sie sind alle drei gleich ratlos, Kirche und Schule und Elternhaus, auch da, wo sie in Eintracht ihre Kräfte vereinen.

Schliesslich fällt das entscheidende Wort: «Wenn du könntest glauben! Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.» Und alsbald schrie des Kindes Vater mit Tränen in den Augen und sprach: «Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben.» Und darauf Christus: «Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, dass du von ihm ausfahrest und fahrest hinfort nicht mehr in ihn! Da schrie er und riss ihn sehr und fuhr aus. Und er war, als wäre er tot, so dass auch viele sagten: Er ist tot! Aber Christus ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf.»

Das ist die Not, und das ist die Hilfe der Jugend im religiösen Suchen unserer Zeit. Jesus Christus reisst die ganze Tiefe der Not zunächst erst recht auf, so dass keine Selbsttäuschung und Beschönigung mehr möglich wird. In Jesu Nähe wird die Besessenheit erst recht zur Raserei, «und er war, als wäre er tot». Aber hier ist zugleich die Hilfe. Derjenige, der da sagt: «Wenn du könntest glauben», und derjenige, der da dem sprachlosen und tauben Geist gebietet und den Knaben bei der Hand nimmt und ihn auf die Füsse stellt, der ist die Hilfe der Jugend im religiösen Suchen und Irren unserer Zeit. Und er ist wahrlich nicht nur die Hilfe der Jugend! —

Wir haben als Christen eine Hoffnung für diese Jugend. Wir allein. Sonst hat niemand eine Hoffnung. Seien wir uns der Herrlichkeit und der Verantwortung dieser Tatsache bewusst!

Alle anderen «Führer der Jugend» führen schliesslich in die Zelle Nummer acht hinein oder in irgendein Massengrab und geben dieser Jugend im besten Fall den hinfalligen «grünen Zweig» in die erkaltete Hand. Christus, der Führer, aber führt seine Jugend durch die Zelle Nummer acht hindurch und verheisst dem, der ihm Treue hält bis zum Tod, den Lorbeerkranz, der seine Blätter nicht verliert.

Siebzig Jahr ein Greis

Ein Basler Arzt hat ein Buch übers Alter geschrieben*. Der Verfasser, während zwanzig Jahren Hausarzt im städtischen Altersheim, gibt sich beachtenswerte Mühe, die ihm anvertrauten Patienten zu verstehen. Zu diesem Zweck begnügt er sich nicht mit seinen eigenen Beobachtungen, sondern trägt mit bemerkenswerter Gewissenhaftigkeit zusammen, was andere Völker und frühere Zeiten übers Altwerden nachgedacht und aufgeschrieben haben. Auf diese Weise bekommen wir einige interessante Einzelheiten zu hören. Da vernimmt man zum Beispiel, dass man überhaupt erst seit nicht allzu langer Zeit weiss, wie alt jedermann wird, weil eben vor dem Bestehen der modernen Zivilstandsämter nur das Alter einiger hervortretender Leute festgestellt und, oft ungenau genug, der Nachwelt übermittelt wurde. Ferner vernimmt man da so nebenbei, dass es in Europa wahrscheinlich früher Zeiten gab, da die Menschen nicht so alt wurden wie heute, dass der bis jetzt einwandfrei nachgewiesene älteste Mensch, der Kanadier Pierre Joubert, 113 Sommer zählte, ferner, dass es kein allgemeingültiges Rezept für Langlebigkeit gibt, dass bei uns die Frauen durchschnittlich etwas länger leben als die Männer, dass die alten Griechen wie kein anderes Volk das Altern verabscheuten und beklagten und dass umgekehrt der Chinese die Alten in besonderer Art beglückwünscht und verehrt. Weiter vernehmen wir da, dass die Tiere im Allgemeinen weniger alt werden als die Menschen. Es komme selten oder nie vor, dass in der Tierwelt «Urahn, Grossmutter, Mutter und Kind in dumpfer Stube beisammen sind», es seien höchstens zwei Generationen, die bei den Tieren nebeneinander existieren könnten. Es gehört offenbar zur Tierheit, dass die Alten ab- und ausgestossen und der Vernichtung preisgegeben werden, sobald sie im Kampf ums Dasein nicht mehr widerstandsfähig genug sich erweisen. So gewiss es in der Tierwelt eine Pflege des

Jungtiers gibt, so sehr fehlt dort die Pflege des Alters. Diese ist dem Menschen vorbehalten. Altersfürsorge ist somit ein Zeichen der Menschlichkeit. Umgekehrt wäre jede Vernachlässigung der Alten und Gebrechlichen für ein Geschlecht, das Menschenantlitz trägt, alles andere, nur kein Kompliment.

Seltsam berührt, was Doktor Vischer über die Hundertjährigen herausgefunden hat. Da stellt er mit Entschiedenheit fest, dass es weniger Hundertjährige gebe, als man das früher oft gemeint habe. Im Jahre 1926 gaben anlässlich einer Volkszählung in Bulgarien nicht weniger als 1756 Menschen an, sie hätten das hundertste Lebensjahr erreicht und überschritten. Als aber eine Kommission Fall um Fall genau nachprüfte, stellte sich heraus, dass von sämtlichen 1756 «Anwärtern» nur bei sage und schreibe 51 Personen diese Angabe stimmte. Der Mensch möchte demnach offenbar nicht ungerne zu den Hundertjährigen gehören. So pflegte ein gewiegter französischer Verleger seinen Zeitungsschreibern ans Herz zu legen, doch ja von Zeit zu Zeit etwas über Hundertjährige erscheinen zu lassen, was zur Gewinnung von Abonnenten diene. Wir glauben allerdings, der tiefere Grund dieser überraschenden Beobachtung liege darin, dass der Mensch am liebsten nicht nur hundertjährig werden, sondern überhaupt nicht sterben möchte. Altern und Sterben ist uns eine Not. Wir möchten das Sterben hinausschieben und die Grenzsteine versetzen, denn wir können eines nicht loswerden, und das ist unser Wissen um die Ewigkeit.

Nun aber lassen wir das Buch des Basler Arztes und wenden uns dem anderen Buche zu. Was sagt denn die Bibel über Altwerden und Lebensdauer? Das bekannteste Bibelwort ist wohl jenes vielgehörte: «Unser Leben währet siebzig Jahre...» Sieben bis acht Jahrzehnte werden damit hier als Lebensdauer angegeben. Wer aber den Gesamtbestand der biblischen Aussagen über unsere menschliche Lebensdauer sorgfältig zusammenstellt und in Betrachtung zieht, dem

fällt auf, dass, was wir heute als normale Lebensdauer ansehen, durchaus nicht immer normal gewesen sein muss. Ja, die Heilige Schrift bestreitet geradezu, dass die Lebensdauer, an die wir heute gewöhnt sind, von jeher und von Anfang an in Geltung stand. Sie redet von einer Zeit, da das Alter der Menschen sich zwischen hundert und zweihundert Jahren bewegen konnte. Von Moses heisst es: «Und Mose war 120 Jahre alt, als er starb. Seine Augen waren nicht dunkel geworden, und seine Kraft war nicht verfallen.» Abraham war 175 Jahre alt, als er zu den Vätern versammelt wurde. Ja, ganz vorn in der Heiligen Schrift, im fünften Kapitel, stehen geheimnisvolle Zahlen über die Lebensdauer der allerfrühesten Menschen. Es heisst da unter anderem: «Adam war 930 Jahre alt und starb, Seth war 912 Jahre alt und starb, Methusalah war 969 Jahre alt und starb, Lamech war 777 Jahre alt und starb» usw. Was hat es für eine Bewandnis mit diesen uns heute beinahe astronomisch anmutenden Zahlen? Man hat das Rätsel so zu lösen versucht, dass man vermutete, es handle sich da vielleicht um kürzere Jahre, als wir sie heute kennen. Andere meinten, es gehe hier vielleicht nicht um Einzelpersonen, sondern um die Lebensdauer ganzer Geschlechter, deren Stammbaum sich ja tatsächlich über tausend Jahre verbreiten könnte. Bei all diesen Erklärungsversuchen ist uns aber darum nie so recht wohl, weil ja bekanntlich die Heilige Schrift noch ganz, ganz anders erstaunliche und unbegreifliche Aussagen über unsere Lebensdauer enthält. Es wird da nämlich nicht nur gesagt, es habe einst Menschen gegeben, die bis tausend Jahre alt werden konnten, sondern der Heiligen Schrift entnehmen wir, dass der Mensch ursprünglich überhaupt keine Lebensdauer hatte. Es war den Menschen ein ununterbrochenes, ein ewiges Leben zugesagt. Erst durch Schuld sei der Mensch dieses ewigen Lebens verlustig gegangen, so dass dann sein Leben eine Dauer innerhalb gewisser Grenzen erhielt. Seit seinem Schuldigwerden erst bringt der Mensch den Totenschein mit

sich in die Welt. Wir sind seither schon von unserer Geburt an gleichsam in der Lage von zum Tode Verurteilten, deren Urteilstvollstreckung nur noch hinausgeschoben wird, aber täglich fällig ist. So ist jedes Jahr und jeder Tag, den wir länger leben dürfen, nur eine Fristverlängerung, ein Geschenk der Langmut Gottes, eine Gnadenfrist. Und nun zeigt uns die Bibel, wie diese Langmut Gottes die Menschen ursprünglich noch bis gegen tausend Jahre leben liess, später bis gegen zweihundert Jahre und schliesslich nach nochmaliger Kürzung nur noch bis zu sieben oder acht Jahrzehnten. Es ist also nicht sozusagen von selber zu dieser Grenze gekommen, die wir heute über uns haben, sondern durch göttliche Beschlussfassung. Die Lebensdauer, die uns heute noch zukommt, wäre somit nach dem Dafürhalten der Heiligen Schrift nicht ein Maximum, sondern ein Minimum, das Gottes Langmut uns schliesslich noch gelassen hat, ein Rest, eine letzte, kärgliche Lebensration, die im Verlauf der Weltzeit immer mehr zusammenschmolz und herunter sank. So sind jedenfalls die uns bekannten Worte aus dem neunzigsten Psalm zu verstehen, in denen es heisst: «Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so früh dahin müssen. Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.»

Verschuldet ist der Verlust unserer ewigen Lebensdauer, und kläglich genug ist der Rest, der uns geblieben ist. Aber noch einmal ist das nicht das letzte Wort, das die Heilige Schrift über unsere Lebensdauer zu sagen hat. Gottes Langmut ist gross, noch grösser aber ist Gottes Barmherzigkeit. Gott bietet uns das unwiederbringlich verscherzte und verlorene, das ewige Leben durch Christus ein zweites Mal an. Christus hat ewiges Leben. Und wer an ihn glaubt, dem kann und dem will er ewiges Leben schenken. «Wer an mich glaubt», hören wir Christus sagen, «wird leben, ob er gleich

stürbe.» Und nun geschieht das Erstaunliche, dass die Jünger, als Zeugen der Ostern, sagen können: «Wir wissen aber, dass, so unser irdisch Haus, dieses Zelt, abgebrochen wird, wir ein Haus haben, nicht von Menschenhand gemacht, das ewig ist, in den Himmeln.» So darf, wer an den auferstandenen Herrn glaubt, wieder um eine ewige Lebensdauer wissen.

Von hier aus gesehen ist das wichtigste Ereignis im Leben eines Menschen nicht mehr sein frühes oder späteres Sterben, sondern dass dieser Mensch zum Glauben an Christus gelange. Dass wir während dieser paar Jahre oder Jahrzehnte das ewige Leben, das heisst, Christus finden, das ist geradezu der eigentliche Sinn unseres Erdendaseins. Wer dies eine, was not tut, nicht fände, der hätte gründlich den Zweck seines Lebens verfehlt. Achtzig Jahre sind zwar schnell dahin, als flögen wir davon, aber wer sie nutzt, um das ewige Leben zu suchen, der hat «die Zeit ausgekauft», der wird aber auch nicht völlig untröstlich sein, wenn der Lebenstag sich neigt. Das ewige Licht des Glaubens wird ihm am Abend hell genug scheinen. Ja, von hier aus gesehen kann einer hundertjährig werden und das ewige Leben weder suchen noch finden, und dann hat er trotz seiner hundert Jahre umsonst gelebt, ein anderer aber wird dahingerafft mit 43 oder 18 Jahren, aber seine kurze Lebensdauer hat gerade genügt, um Christus zu finden und damit die Ewigkeit.

Unterm Lichte der Ewigkeit dürfen wir schliesslich auch all das sehen, was «Mühe und Arbeit» heisst, die Leiden und Gebrechen, die es in einem kurzen oder langen Leben zu tragen gilt. Leo Tolstoj beschreibt in seinem «Krieg und Frieden» den Kaiser Napoleon auf der Höhe seiner Macht, sozusagen im Zenith seines Lebens, mit den bemerkenswerten Worten: «Er trat schnell ein, bei jedem Schritt federnd, den Kopf etwas nach hinten geworfen. Seine ganze korpulente, kurze Figur mit den breiten, dicken Schultern, dem unwillkürlich herausgedrückten Bauch und Brustkasten hatte jenes

repräsentative, stattliche Aussehen, wie es Vierzigern, denen es gut geht, oft eigen ist.» Es gibt ohne Zweifel viele «Vierziger, denen es gut geht», und denen man so etwas wie Stolz darüber anmerkt, dass für sie das «Siebzig Jahr ein Greis» noch in weiter, weiter Ferne steht. Es gibt aber auch Vierziger, denen es gar nicht gut geht, und denen gerade die Vierziger Jahre «Mühe und Arbeit» bereiten. Es ist sogar recht überraschend, wie Menschen, Männer und Frauen, von denen man es zuletzt vermutet hätte, nicht siebzigjährig zu werden brauchen, sondern schon an ihren Vierziger Jahren schwer genug tragen. Sogar einem Goethe gab das Herannahen seiner Vierzigerjahre offenbar zu schaffen, steht doch in seinen Briefen aus Rom unterm 10. November 1786 die aufschlussreiche Bemerkung über seine Italienreise: «Ich bin nicht hier, um zu geniessen; befleissigen will ich mich der grossen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, bevor ich vierzig Jahre alt werde.» Ja, sogar einem Napoleon kann es über Nacht blühen, dass er unversehens nicht mehr zu den Vierzigern gehört, die «bei jedem Schritt federn». Vierzigern, es können auch Zwanziger oder Siebziger sein, denen es eines Tages nicht mehr vergönnt ist, «unwillkürlich den Brustkasten herauszudrücken», Vierzigern, denen langsam anfängt aufzudämmern, was gemeint ist mit «Mühe und Arbeit», solchen Vierzigern oder Sechzigern oder Achtzigern kann es indessen gnädig geschenkt werden, dass sie, anstatt den «Brustkasten herauszudrücken», den Kopf zu neigen beginnen vor der grossen Ewigkeit. Und da könnte dann jenes Wort offenes Gehör finden, das auch unsere «Mühe und Arbeit» im Licht der Ewigkeit sieht: «Die ihr jetzt eine kleine Zeit, wo es so sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen», am Ende der Tage «werdet ihr euch freuen». Eine kleine Zeit! Der grossen Ewigkeit gegenüber wird jede Zeit klein, auch die Zeit der Anfechtungen. Im Glauben an diese grosse Ewigkeit schreibt der Apostel den Christen in Rom, im Rom eines Nero: «Ich halte dafür, dass dieser Zeit Leiden

der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden.»

* A. L. Vischer: «Das Alter als Schicksal und Erfüllung». Verlag von Benno Schwabe, Basel.

Albrecht Dürers Ritter

Es sei gleich vorweggenommen, dass wir hier dabei sind, uns über den Fragenkomplex Evangelium und Technik zu besinnen. Dass das unter diesem mittelalterlichen Titel geschehen soll, mag zunächst etwas befremden, aber nur zunächst; warum, werden wir später schon sehen. Technik, was ist das? Zwei Bilder mögen uns vorab bei der Beantwortung dieser Frage etwas behilflich sein:

In der Südschweiz, am Lago Maggiore, befindet sich der Kopf, die Zentrale eines grossen Kraftwerkes, der Maggialtalwerke. Wir haben mit unserer Jugendgruppe einige Jahre hindurch dort in der Nähe unsere Herbst Bibel-Lager gehalten und sahen dieses Kraftwerk im Entstehen. Es haben jahrelang einige hundert Arbeiter daran gearbeitet, und nun ist es fertig. Wir durften letzten Herbst Einblick bekommen in jene Zentrale. Sie ist in den Berg hinein gebaut. Riesige Hallen, wie, ich möchte fast sagen, wie Tempelhallen. Besonders Eindruck machte uns der Raum, von dem aus das ganze Kraftwerk kontrolliert werden kann. In der Mitte dieses Raumes ein Tisch, daran sitzt ein Mann, ringsherum Schalter und Hebel, geheimnisvolle Leuchtsignale. Es wurde uns gesagt, dass das ganze Werk mit all den riesigen Kräften, die in die Schweiz und nach Frankreich elektrische Energie liefern, jetzt durch einen einzigen Mann von diesem Ort aus unter Kontrolle gehalten werde. Der sitzt da, es ist gespenstisch still um ihn herum. Ich habe ihn gefragt, welchen Bildungsgang er habe; er hat geantwortet, er habe eine vierjährige Mechanikerlehre hinter sich — und da sitzt dieser Mann in dem Raum, den man bezeichnenderweise Kommandoraum nennt. So wie die Kommandobrücke des Kapitäns, so gibt es nun in diesem Kraftwerk einen Kommandoraum. Das ist Technik! Beherrschung von Kräften durch den Menschen.

Ein zweites, weniger harmloses Bild! Letzten Sommer fand am Genfersee, im Zentrum der Ökumene, im Institut Bossey, eine achttägige Konferenz für Heeresseelsorge statt. Eine Konferenz, an der Militärs aus allen westlichen Ländern beisammen sassen, wobei über die Nöte, die Probleme der seelsorgerlichen Betreuung der Soldaten beraten wurde. Es ist mir aufgefallen, wie während der ganzen acht Tage, gleich einer Wolke, immer wieder in manchem Referat, in jeder Aussprache von den Kräften die Rede war, von der Macht, die dem heutigen Menschen — dank des technischen Fortschrittes — nun in die Hand gegeben sind. Mächte, Kräfte von unvorstellbaren Wirkungsmöglichkeiten. Es ist eine Tatsache, dass die Möglichkeit zum Zerstören heute grösser ist als sie je bis jetzt war. Alle bisherigen Vorstellungen vom menschlichen Tun und Lassen werden infolge dieser Machtfülle irgendwie in Frage gestellt, alle bisherigen Vorstellungen auch von Wehrdienst, von Krieg und Soldatentum. Es waren dunkle Töne, die immer wieder laut wurden während dieser acht Tage. Es wurde sogar der Gedanke ausgesprochen, es sei fraglich, ob nicht überhaupt das Menschenbild sich infolge dieser Machtfülle verändern könnte. Es sei nicht ausgeschlossen, dass in Zukunft einmal ein ganz anderes Menschenbild, ein anderer Menschentyp erscheinen könnte. Macht, Kräfte in der Hand des *sündigen* Menschen, das ist Technik!

Mit diesen Kräften hat nicht nur der Techniker von Beruf es zu tun, jeder heutige Mensch, jeder Bauer, jede Hausfrau lebt heute im Bereich der Maschine; wir sind in der Lage, Kräfte, — wenn auch nicht im Ausmass jener Kraftzentrale —, durch Vorrichtungen und Maschinen zu beherrschen. Diese Möglichkeit des Beherrschens gibt uns ein Gefühl besonderer Art, das Gefühl eines gesteigerten Selbstbewusstseins. Ich denke an ein Gespräch mit der Frau eines Hilfsarbeiters. Diese erzählte mir, dass ihr Mann seit einiger Zeit ein Motorrad besitze. Diese Maschine sei eine Not, weil der

Lohn nicht ausreiche zum Ankauf und Betrieb; aber, fügte sie dann hinzu, seitdem ihr Mann dieses Motorrad fahre, sei er umgänglicher und lieber geworden. Er sei vorher oft mit den Nerven irgendwie belastet gewesen. Seitdem ihr Mann Motorrad fahre, sei dieses Leiden weg; sein Selbstbewusstsein habe sich mächtig gesteigert, dank der Maschine, die er beherrscht. Oder wenn man einen Bauernjungen sieht, hoch oben auf seinem Traktor, oder wenn man eine Bürolistin auf ihrem Roller ins Büro sausen sieht, dann begreift man, dass diese Menschen etwas an sich haben von dem, was man im Mittelalter das «Berittensein» nannte.

Die Ritter, diejenigen, die hoch zu Ross sassen, die mussten ein ähnliches Gefühl in der Brust empfunden haben. Diese modernen Edelfräulein und Edelmannlein, die da über die Strasse rollen, müssen, ähnlich wie früher die Ritter, ein gewisses Mass von Wendigkeit und Entschlusskraft, Mut und Kühnheit besitzen, mitten in den Gefahren des Strassenverkehrs. Ich glaube, wir übertreiben nicht, wenn wir diese modernen «Ritter» vergleichen mit Albrecht Dürers berühmtem Kupferstich: Ritter, Tod und Teufel. Jener Reitermann, der mitten durch die greulichen Fratzen, die den Tod und den Teufel symbolisieren, hindurch reitet. Auch wenn wir weniger Phantasie haben als Albrecht Dürer, so ist es doch heute auch Tod und Teufel, der die motorisierten «Ritter» begleitet, wie damals im Mittelalter den Ritter auf dem Ross. Warum aber ist Dürers Ritter auf seinem Schlachtross so wohlgemut? Wegen seiner eisernen Rüstung, weil er seine entschlossene Faust an diesem riesigen Schwert festhält, weil ein so wohl gebautes Schlachtross unter ihm geht — nach damaligen Begriffen modernste Kriegsrüstung? Nein, nicht deswegen. Dürer sieht ja die eigentlichen Feinde dieses Mannes in jenen greulichen Begleitern Tod und Teufel; und denen gegenüber hilft bekanntlich auch die vollkommenste Kriegsrüstung nichts. Dieser Ritter ist so

unverzagt und so wohlgenut, weil er ein *christlicher* Ritter ist. Was heisst das?

Dieser Mann weiss etwas, und er glaubt etwas. Er weiss etwas, er ist auf alle Fälle nicht illusionär. Er weiss, dass er nicht nur mit Fleisch und Blut zu kämpfen hat. Er weiss, «gross Macht und viel List sein grausam Rüstung ist». Er weiss, dass unsere Macht diesen Mächten gegenüber nicht aufkommt. Das weiss er. Das, was ein Mann, der kein Schwächling war, was Paulus wusste, als er sagte: «Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht; das Gute, das ich will, tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich; ich elender Mensch, wer wird mich erlösen!» Aber dieser Dürersche Ritter weiss nicht nur etwas, er glaubt auch etwas. Er weiss um die Macht der Sünde, aber er glaubt an die Übermacht der Gnade. Es gibt etwas, das dem fürchterlichen Trio Sünde, Tod und Teufel, welches uns draussen auf der Strasse und drinnen im Hause auf Schritt und Tritt begleitet, gewachsen ist, das ist die Gnade. Und sie ist diesen Mächten nicht nur knapp gewachsen, sie ist auch nicht etwa nur gleich stark, sondern sie ist ihnen haushoch, sie ist ihnen himmelhoch überlegen. Das Wesen der Technik ist Kraft in der Hand des Menschen, Kraft in der Hand des *sündigen* Menschen. Wegen der Macht der Sünde ist die Technik in der Menschenhand eine so fürchterliche Macht; aber grösser als alle Macht der Technik in Menschenhand ist die Gnade Gottes. «Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade übermächtig geworden.» Das ist Evangelium, das ist frohe Botschaft!

Und nun, in welchem Verhältnis stehen Evangelium und Technik, Technik und Evangelium zueinander? Man erinnert sich da an eine Anzahl Gespräche mit Menschen, die in besonderer Weise in der Welt der Technik sich bewegen, mit Menschen vom Fach. — In all diesen Gesprächen fällt einem als Pfarrer immer wieder etwas auf, nämlich etwas — wie wir in der Schweiz sagen —: wie ein Malaise, wie ein

Missbehagen zwischen uns Dienern der Kirche und den Jüngern der Technik. Woher kommt das? Ich glaube, das kommt aus vielen Missverständnissen, woran die kirchliche Verkündigung wohl nicht ganz unschuldig ist. Der Mann der Technik sagt einem etwa: Ja, die Kirche, die Verwalterin des Evangeliums, die ist ja sowieso konservativ, und daher stehe sie allem Neuen abhold und misstrauisch gegenüber. Weiter, ja, die Kirche, ja, ihr Pfarrer, ihr seid ja sowieso Idealisten, schon von Berufs wegen. Ihr dürft ja gar nichts anderes sein! Und daher bleibt ihr allem, was mit Material zu tun hat, allem Materiellen gegenüber abgeneigt. Und obendrein ist die Kirche ja eine moralische Anstalt, eine hochmoralische Veranstaltung, und darum können wir Techniker von der Kirche her, ausser moralischer Entrüstung, kaum etwas anderes erwarten.

Es gibt tatsächlich heute noch unglaubliche Dinge. Es ist noch nicht lange her, dass an einer Pfarrfrau Anstoss genommen wurde, weil sie Fahrrad fuhr. Und anlässlich einer Pfarrwahl — die geschieht bei uns durchs Volk —, als ein Kirchenvorstand bei einem Pfarrer eine Predigt anhören ging, da gestand nachher eine ältere Dame, sie habe diesem Pfarrer von Anfang an nicht so recht getraut. Warum? Weil er eine Armbanduhr trug und nicht wie der alt-ehrwürdige Herr seine goldene Uhr zückte und aufs Kanzelbrett legte. Das ist so ein wenig die Einstellung in kirchlichen Kreisen der Technik gegenüber; abgesehen vom Anstoss, den man nimmt an Seelsorgebriefen, wenn sie nicht handschriftlich geschrieben sind, sondern mit der Maschine. Oder, wenn gar Exzesse vorkommen, wie letzten Sommer in Le Mans bei jenem Autorennen. Wie mutig kann dann die Kirche auftreten und protestieren! Wie hat sie dann auf einmal Courage, wenn es gilt, gegen irgend etwas Derartiges loszuziehen! Auf diese Weise entsteht jene steile Gesetzlichkeit, jenes gesetzliche Verhalten der Technik gegenüber; und da heisst es auf einmal: entweder Evangelium oder Technik. Wenn es

wenigstens noch Evangelium wäre! Aber es ist ja jeweilen Moral, es ist ja dann Gesetz, das die Kirche verkündigt, das dann die Technik ausschliesst und den Techniker hinaus-schmeisst, so dass er es nicht mehr aushält in unseren Predigten. Das ist die grosse Gefahr der kirchlichen Haltung, dass man an Stelle des Evangeliums den Menschen der Technik mit Gesetz und Moral erledigt.

Wie kommen wir aus dieser ungunstigen Situation zwischen Kirche und Technik heraus? Es gibt einige Versuche, die Probleme zwischen Evangelium und Technik zu lösen, die nicht taugen. Da ist vorab der Versuch, der etwa von der Seite der Technik her unternommen wird, der Versuch der Aufspaltung zwischen Mensch und Technik. Da heisst es dann etwa: die Technik an sich könne ja nichts dafür, dass der Mensch sie missbrauche. Technik an sich sei weder gut noch böse, so wie auch Macht an sich weder gut noch böse sei. Diese Überlegung, dieser Aufspaltungsversuch führt in eine Sackgasse. Es gibt nämlich keine «Technik an sich», sowenig es eine «Macht an sich» gibt. Schon Goethe stand vor der Frage: Was wäre das Fernrohr an sich, ohne das menschliche Auge? Was wäre ein Telephon an sich, ohne Menschenohr? Was wäre ein Flugzeug an sich, ohne Mensch, der es konstruiert und fährt? Technik an sich gibt's nicht. Technik hat es auf alle Fälle mit dem Menschen zu tun. Technik und Mensch sind untrennbar miteinander verbunden, so wie auch Macht und Mensch. Wenn also jener moralische Streiter aus seinem Konservatismus heraus die Technik verneint, dann verneint er den Menschen, und das ist Unsinn! Wer als Idealist die Technik verachtet, weil er die Materie verachtet, verachtet den Menschen, und das ist Sünde! Wer in moralischer Entrüstung gegen die Technik ist, ist in moralischer Entrüstung gegen den Menschen, und das ist lieblos. Die Sackgasse, die hier droht, in diesem Aufspaltungsprozess, ist die Verneinung, das Nein, die Verneinung der Technik, d. h. die Verneinung des Menschen. Das ist keine Hilfe für den

Techniker, dieses «Nein»! Das ist Pessimismus und Nihilismus und nicht Evangelium; mag es noch so fromm und moralisch daherkommen. Der Techniker aber, der Mensch der Technik, braucht das Evangelium, die frohe Botschaft und nichts anderes als das. Es ist die Botschaft vom Übergewicht der Gnade über das Gewicht der Sünde. Es ist ein und dieselbe Botschaft bei allem Wechsel und Wandel der technischen Entwicklungen. Ob der Mensch in Höhlen, auf Pfahlbauten, auf dem Bauernhof oder im Hochhaus wohnt, dieses Evangelium gilt und ist dasselbe, ob der Mensch mit Pfeil und Bogen, mit der Flinte, mit dem Maschinengewehr oder mit der Atombombe mordet. In meiner Bibel steht nichts davon, dass Christus für Menschen, weil sie telefonieren und fliegen, nicht gestorben und auferstanden wäre. Christus ist derselbe für den primitiven, für den technischen und für den nachtechnischen Menschen. Was das heisst, werden wir noch sehen.

Ein anderer gefährlicher Ausdruck, der im Gespräch mit dem Mann der Technik immer wieder fällt, muss noch im Lichte des Evangeliums gesehen werden. Nämlich die Redensart vom so genannten «guten Gebrauch der Technik». Im Verlauf der Erörterungen zwischen Evangelium und Technik fällt immer wieder die Binsenwahrheit: Es komme ganz darauf an, ob der Mensch die Technik, die Macht, zum Guten oder zum Bösen, zum Segen oder zum Fluch handhabe. Diese Teilwahrheit — es ist eine Teilwahrheit — ist dann, wenn sie mit Pathos, oder gar, wenn sie mit Absolutheitsanspruch vertreten und vorgebracht wird, nicht haltbar vor dem Evangelium. Wie, wenn es noch vor dem Jüngsten Tag einmal dann ein Menschengeschlecht, einen Menschentyp gäbe, der nicht mehr Nachkomme Adams wäre, der keines Evangeliums, keines Erlösers mehr bedürfte, sondern nur noch des Motorrades und des Selbstgefühles, Ritter zu sein, der mit Hilfe technischer Errungenschaften und Vollkommenheiten einen Zustand ohne Sünde, Tod und Teufel

erreichen könnte! Wie, wenn der Mensch nun plötzlich in der Lage wäre, die Technik zum Segen und nicht mehr zum Fluch, zum Guten und nicht mehr zum Bösen zu gebrauchen! Wie, wenn der Mensch aus der Welt, sagen wir einmal aus der Sahara, ein Paradies machen könnte, vielleicht ein Atomkraft-Paradies! Diese Redensart vom «guten Gebrauch der Technik» mutet einen ähnlich illusionär an wie die andere, wenn niemand mehr in den Krieg zöge, gäbe es keinen Krieg mehr. Wenn — wenn — wenn — sooft unser Grossvater solche «Wenn» hörte, dann lachte er auf den Stockzähnen und sagte: «Hätte und wollte waren Gebrüder und es hatte keiner etwas von ihnen.» — Es ist eine Tatsache, dass der Mensch der Technik, nicht weniger als der sogenannte Primitive, mitten im Leben vom Tod umfungen ist; und dass der Mensch im Mercedes nicht weniger von Tod und Teufel begleitet ist als Dürers Ritter. Das heisst, wir sind heute mehr denn je darauf angewiesen, dass Christus für uns starb, am dritten Tag von den Toten auferstand und am Ende der Tage wiederkommen wird. Mehr denn je aufs Evangelium angewiesen!

Wir können das, was wir eben gesagt haben, vielleicht am Beispiel der Technik auf einem bestimmten Gebiet, auf dem Gebiet der Medizin, noch ein wenig besser und uns verständlicher illustrieren. Wir wiederholen damit weithin Bekanntes. Wir denken an den gewaltigen Kampf der medizinischen Technik gegen die Säuglingssterblichkeit, gegen die Volksseuchen und den Schmerz, — schmerzlose Geburt, schmerzloses Sterben —, an die Hebung des Durchschnittsalters um gut ein Jahrzehnt in diesem Jahrhundert. Es sind Gedanken, die der moderne «Ritter» in seinem gehobenen Lebensgefühl etwa einmal andeutet, wenn er sich sagt: Kommt am Ende ein Zeitalter, da das biblische Maximalalter nicht mehr gilt? «Unser Leben währet 70 Jahre und, wenn es hoch kommt, 80 Jahre.» Kommt vielleicht eine Zeit, da es sein wird wie zu Zeiten Abrahams, zwischen 100 und 200 Jahren,

oder vielleicht sogar wie zur Zeit Noahs, zwischen 200 und 1000 Jahren? Es wäre eine Lust zu leben; da könnte man lang Motorrad fahren! Wir denken an die Vervielfachung der Bevölkerungszahl in Europa im 19. Jahrhundert. Aber beseitigt sind deswegen Sünde, Tod und Teufel nicht; Albrecht Dürers unheimliche Gesellschaft bleibt im Gefolge des Ritters. Statt Epidemien gibt es heute anderes, das den Menschen dahinrafft. Die Strasse! In der Schweiz alle acht Stunden ein Menschenleben. In Deutschland alle vierzig Minuten eines. Schmerzen gibt es heute noch. — Wir denken an all die Nervenleiden, die sich einstellen. Wir denken an die barbarischen Foltermethoden des 20. Jahrhunderts. Der Name Hiroshima kommt uns in den Sinn in diesem Zusammenhang. Ein Druck auf einen Knopf, und ein moderner «Ritter», dessen Pferd nun fliegt, kann in einem Augenblick 70'000 Menschenleben auslöschen. Wir denken an die bittere Bemerkung eines Arztes: «Die Summe aller Laster und die Summe aller Todeskräfte ist sich gleich geblieben.»

Ja, im Blick auf die technischen Errungenschaften ist es denkbar, dass die Möglichkeiten zum Sündigen und zum Verderben, die uns Menschen in die Hand gegeben sind, langsam sich noch steigern und apokalyptische Formen und Ausmasse annehmen. Die Johannes-Apokalypse prophezeit einen brennenden Berg, der ins Meer geworfen wird, und ein Drittel des Meeres wird in Blut verwandelt, ein Drittel der Fische werden getötet. Es ist noch nicht lange her, dass wir solche Worte als Phantasterei empfanden, weit weg von der Wirklichkeit. Das ist heute gar nicht mehr so weit weg von der Wirklichkeit! Ich denke an die Frage eines Konfirmanden, eines Fünfzehnjährigen — die haben nämlich Fragen! —, der fragte letzthin vor der Unterweisungsklasse: Gibt es Anhaltspunkte in der Bibel dafür, dass der Mensch eines Tages imstande sein könnte, den Weltuntergang selber zu bewerkstelligen? Ob also die Menschheit als Ganzes eines Tages Selbstmord begehen könne? Das Ahnen und Wissen um

solche Möglichkeiten zieht uns allen zuzeiten durch die Brust.

Was antworten wir auf diese Frage, die Frage jenes Jungen, vom Evangelium her? Wir erzählen ihm von einem Hausbesitzer aus der Berner Altstadt. Das Haus ist vom Stadtbauamt abgesprochen — aus irgendwelchen verkehrstechnischen Gründen wird es eines Tages fallen müssen. Und nun, was tut dieser Hausbesitzer? Er lässt seine Liegenschaft verlottern, er ruft nicht mehr den Handwerker, wenn etwas nicht in Ordnung ist; weil er sich ja ständig sagt: das Haus wird sowieso zerstört, er wolle nicht noch Summen in dieses Objekt, dem die Existenz abgesprochen ist, investieren. Wie hat es der liebe Gott mit dieser alten Erde? Ist sie auch solch ein Altstadthaus, das verschwinden wird? Er wird diese Erde abbrechen, das wissen wir; die Welt vergeht; aber trotzdem — das ist nun Evangelium —, trotzdem hat Gott in diese vergehende Welt hinein noch investiert, und zwar nicht nur etwas von seinem Vermögen, sondern alles, seinen eingeborenen Sohn! Luther sagt «Sein Bestes liess er's kosten». Ein Zeichen dafür, dass das Vergehen dieser Welt nicht ein Versinken ins Nichts sein wird. Wenn das Vergehen dieser Welt Vernichtung bedeutete, dann hätte Gott nicht noch vorher seinen Sohn in sie hinein gegeben. Nicht vernichten will Gott, retten will er! Zuletzt zeigt uns die Bibel einen «neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt». Zuletzt zeigt uns die Bibel nicht nichts. — Das ist Evangelium! Angesichts solch dunkler Möglichkeit gibt es nirgends eine Handhabe und einen Halt als Christus allein.

Das sagen wir, weil nun die Angst das typische Merkmal unseres Geschlechts geworden ist. Angst hatte man zwar immer, schon bevor es so gefährlich aussah wie heute. Ich erinnere mich, — wir waren Kinder auf dem Dorf, unsere Mutter stammte aus dem Bauernstand —, wenn ein Gewitter durchs Tal hinaufzog in der Nacht, dann weckte uns die Mutter alle. Und dann steckte sie in jeden Schrank den Schlüssel

und dann hiess sie uns unsere besten Kleider anziehen und uns bereithalten für den Fall, dass der Blitz einschlage. Das war früher Übung im Bauernhaus. War das eine Erleichterung, als dann eines Tages die Blitzableiter aufkamen! Dann mussten wir auf einmal nicht mehr aufstehen, der Blitzableiter war ja auf dem Dach, die Angst war weg. So nimmt uns die Technik viel Angst weg. Ach nähme sie uns doch die Angst überhaupt weg! — Aber wir haben immer noch Angst; es sind noch keine zehn Tage her, dass ein Naturwissenschaftler während des Gesprächs auf einmal auf die «kosmische Angst» zu sprechen kam. Eine Angst vor unbekanntem Möglichkeiten von Seiten des Weltraumes her. Dazu kommt die Angst vor dem Unbekannten in der eigenen Brust, die Angst vor der eigenen Selbstgefährlichkeit, ja, die Angst, die Sünde und der Tod könnten eines Tages mächtiger sein, nicht nur als der Mensch, sie könnten eines Tages mächtiger sein als Gott. Es ist ein gewisser Trost, dass nicht ein Mensch der modernen Technik, sondern kein Geringerer als Martin Luther diese Angst kannte. Längst vor dem Anbruch des technischen Zeitalters sind solche Gedanken durch die Herzen und Hirne der Menschen hindurchgegangen. Schreckliche Gedanken. — Luther weiss, warum er keinen anderen Halt kannte als Jesus Christus allein. Nicht von ungefähr ist gerade aus dem Munde dieses Mannes das Evangelium so besonders hell und so besonders strahlend in die Welt hinaus ergangen. — «Ob bei uns ist der Sünde viel, bei Gott ist viel mehr Gnade. Sein Hand zu helfen hat kein Ziel, wie gross auch sei der Schade.» Genau an demselben Wort, an dem wir uns halten, hat Luther sich gehalten. Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade übermächtig geworden! Damit haben wir die Hauptsache dessen gesagt, was man zum Thema «Evangelium und Technik» sagen könnte. Es ist das ewige Evangelium, das bleibt.

Und nun möchten wir noch drei weniger wichtige, aber Fragen, die immerhin vorhanden sind, kurz streifen.

Zunächst: warum hat Gott dem Menschen denn eine solche Machtfülle in die Hand gegeben, dem *sündigen* Menschen? — Zu unserer Grossmütter Zeiten gab es ein Sprüchlein, das hiess: «Messer, Gabel, Schere, Licht sind für kleine Kinder nicht!» Warum hat Gott seinen kleinen Kindern noch ganz anders gefährliche Dinge in die Hände gegeben als Messer, Gabel, Schere und Licht?, warum diese unerträgliche Möglichkeit des Sündigens? Im zweiten Mosesbuch, dort wo das Volk Israel auf einmal nicht mehr den gewöhnlichen Weg gehen durfte, sondern gegen das Schilfmeer abbiegen musste, um dort dem Pharao zu begegnen, heisst es, das sei geschehen, damit Gottes Herrlichkeit offenbar werde. Ich kann nur diese Antwort geben auf jene Frage: Damit Gottes Herrlichkeit offenbar werde! Damit wir innwerden, wer wir sind, und wer Gott ist, damit wir innwerden, dass Gott allein barmherzig ist und allein herrlich in Jesus Christus. Damit wir innwerden, warum es einen Gekreuzigten gibt in dieser Welt. — Ich kann das an einem Beispiel kurz illustrieren. — Es ist letzten Sommer in einem Vorort von Bern vorgekommen, dass ein fremder Automobilist bei einem Haar ein Kind totgefahren hätte; er ist davor bewahrt geblieben. Daraufhin ging der fremde Automobilist auf die Gemeindeganzlei und deponierte dort 10'000 Franken. Interessant ist die Begründung: Aus Dank dafür, dass er nicht mit einem Menschenleben auf dem Gewissen weiterfahren müsse. Das scheint ein wirklicher Ritter der Landstrasse gewesen zu sein; was ein wirklicher Edelmann ist, zeigt sich ja im Sinn für Verantwortung. Verantwortungsbewusstsein ist das Zeichen des Ritters. Aber nun, gesetzt den Fall, die Sache wäre nicht so glimpflich abgelaufen, sie wäre anders verlaufen, — sie läuft ja gewöhnlich anders! —, wo hätte ein Mann von einem derart wachen Gewissen hingehen wollen? Ich weiss keinen Ort, an den er hätte gehen können, ausser zum Kreuz. Dorthin, wo einst nicht nur 10'000 Franken deponiert worden sind, sondern dorthin, wo Gott das Leben

seines Sohnes deponiert hat, dort ist die Zuflucht, die Zuflucht zu dem, der, wie es im Heidelberger Katechismus heisst, «für alle meine Sünden vollkömmlich bezahlet, und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst hat». Hier am Kreuz kommt es aus, dass Christus den Menschen liebt, dass Christus auch den Techniker liebt, in all den Gefahren, mit all den unheimlichen Kräften, die ihm in die Hand gegeben sind, er liebt ihn. Auch für den Techniker gilt, auch für den Menschen der Technik wird gelten das ganz Simple, das wir in der Sonntagsschule lernen: «Gott ist die Liebe, er liebt auch mich!» Ist es von ungefähr, das möchte ich nur beiläufig sagen, dass es von Christus heisst: er sei von bürgerlichem Beruf, wie es im griechischen Urtext heisst, «Technites» gewesen? Ein Techniker, ein Mann des Bauhandwerkes sei er gewesen. Wie sollte er ausgerechnet den Techniker nicht lieben, der ja von seinem Beruf ist? Jesus ist dann freilich ans Kreuz gegangen, dorthin, wo er nicht mehr mit Hammer und Nagel hantiert, sondern wo er mit Hammer und Nagel traktiert wird, hinaus gestossen wird ans äusserste Ende, dorthin, wo der Mensch nichts mehr kann. In die äusserste Ferne der Technik ist er hinausgestossen worden, ans Kreuz — um den Techniker zu lieben! Dazu hat Gott so viel Macht in die Hände der Menschen gegeben, damit seine Herrlichkeit in Christus am Menschen der Technik offenbar werde.

Eine zweite Überlegung betrifft den so genannten «Weg zurück». Das ist die Flucht vor der Welt der Maschine. Die Flucht vor der Technik, in der Meinung, damit die Probleme der Technik oder gar die sündhaften Möglichkeiten der Technik zu umgehen und zu fliehen. Weltflucht, Kulturfeindlichkeit, zurück zum Zustand der Natur, Flucht in die Stille. Aber wen nehmen wir mit in die Stille? Wir nehmen ja den alten Adam mit! Flucht in die Natur — wer ist dort in der Natur? Dort ist ja noch einmal der alte Adam! Dort ist ja immer wieder der alte Mensch. Es gibt keine Flucht vor der

Sünde, es sei denn die Zuflucht zu Christus. Keinen Weg zurück; es gibt nur einen Weg vorwärts, so wie der Ritter Dürers vorwärts schaut und vorwärts reitet.

Noch ein Letztes: Wie, wenn der Mensch der Technik, dieser moderne Ritter, von Christus nichts will?, wenn er in seinem Hochgefühl so reich ist, dass er von Christus nichts will? Wenn er sich so gesund vorkommt auf seinem Motorrad, dass er sich selbst genügt und Gott gegenüber bedürfnislos wird? Dann ist der Fall vorhanden, da es heisst: Leichter kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Reich Gottes hinein komme. Es bleibt dann nur noch die Hoffnung, dass Christus auch diesem modernen reichen Jüngling, der nicht abschleicht, sondern im Hundert-Kilometer-Tempo davon saust, Christus davon saust, dass Christus auch ihm liebend nachschaut und dass Christus auch ihn, den Drausbrenner, noch in sein Erbarmen einschliesst. Aber dieser Mensch des technischen Zeitalters, wenn der im Hundert-Kilometer-Tempo vor Gott flieht und von Christus nichts mehr will, stürzt fortschreitender Gerichtsreife entgegen. Es kann dann einmal das nachtechnische Zeitalter kommen, das sich da nun ankündigt. Ein apokalyptisches Zeitalter! Aber auch im apokalyptischen Gericht ist die Gnade mächtiger als die Sünde. In der Apokalypse hört das Evangelium nicht auf, es strahlt dort besonders hell auf. Der Christus der Johannes Apokalypse ist der gleiche Christus wie derjenige der Evangelien. Alle Taumelbecher der Propheten, alle Gerichtsworte des Herrn selber, alle sieben Zornschaalen der Apokalypse wiegen den einen Kelch nicht auf, den Christus in Gethsemane an sich genommen, am Kreuz ausgetrunken und im heiligen Abendmahl als Kelch der Versöhnung auf den Tisch in die Mitte der Völker gestellt hat. Das ist das ewige Evangelium.

Begegnung im D-Zug

Es war auf einer Heimreise von Hamburg in die Schweiz, als mir in der Eisenbahn ein Unbekannter begegnete. Kaum hatte er sich im Abteil niedergelassen, als er auch schon aus seiner dickleibigen Aktenmappe einen Stoss von Dokumenten und Geschäftspapieren hervorzog und anfang, angestrengt zu arbeiten. Wir fuhren gute zwölf Stunden miteinander, Gesicht gegen Gesicht, und wechselten dabei, abgesehen von einigen Höflichkeiten, kaum ein Wort. Dann geschah es, merkwürdigerweise in der letzten Viertelstunde, dass zwischen uns doch noch ein flüchtiges Gespräch zustande kam. Es stellte sich heraus, dass mein Gegenüber ein Mann der Wirtschaft aus Hamburg war, der in eigenen Geschäften reiste. «Gewiss, die Geschäfte blühen, es ist wieder allerlei los, speziell bei uns in Hamburg: Gartenbauausstellung, Turnfest und einiges andere mehr», antwortete der Handelsmann, als ich ihn nach der wirtschaftlichen Lage fragte, und fügte hinzu: «Es ist einfach Zeitmangel, der mich veranlasst, nachts zu reisen. Heute kann sich keiner den Verlust wertvoller Arbeitsstunden leisten, wo alles auf vollen Touren läuft.»

Nach einer Weile setzte mein Gegenüber, nachdenklich vor sich hinschauend, das Gespräch fort: «Aber wenn man zwischendurch einmal zur Besinnung kommt, dann überfällt einen plötzlich der Gedanke: Was tust du da eigentlich? Was hetzest du den ganzen Tag; was hat diese ganze Geschäftigkeit für einen Sinn? Im Kleinen wie im Grossen? In solchen Momenten sehe ich nicht nur grau, sondern schwarz für uns alle.»

Mein Erstaunen beantwortete der Mann mit einer sehr müden und traurigen Geschichtsphilosophie. «Seit zwanzig Jahren», fuhr er fort, «ist Asien um tausend Kilometer nach Westen vorgerückt und schreitet unaufhaltsam weiter. Die Auseinandersetzung zwischen Asien und Amerika ist

unabwendbar und unwiderruflich, und Europa, speziell Deutschland, wird dabei das Aufmarschgebiet sein. Da kann man doch nur noch schwarz für die Zukunft sehen.»

Als ich ihn fragte, ob ihm denn etwas davon bekannt sei, dass im Laufe dieses Sommers in Hamburg auch der Deutsche Evangelische Kirchentag stattfindet, da sagte er, wie einer, der eine Kleinigkeit vergessen hat: «Ja, freilich, man ist gerade in der vergangenen Woche von der Kirche her an die Privatleute herangetreten wegen Freiquartieren für die Kirchentagsbesucher. Es sollen da einige zehntausend Leute zusammenkommen.» Ob denn das nichts bedeute: einige zehntausend Menschen, die glauben und einer grösseren Hoffnung gewiss sind, fragte ich. Auf diese meine Entgegnung erfolgte an Stelle einer Antwort zunächst nur ein Achselzucken und dann, es war fast mehr ein Selbstgespräch als eine Antwort: «Was sind schon einige zehntausend Christen, was wären schon einige hunderttausend Christen? Ich sehe Zahlen, Zahlen und immer wieder Zahlen, die einen verrückt machen können.»

Als ich schliesslich ganz töricht einzuwenden versuchte: «Ich sehe auch Zahlen, das heisst, vielmehr ist es nur eine einzige Zahl. Ich meine jene Eins, ohne die alle Millionen und Milliarden Nullen zu sein pflegen. Ich meine den lebendigen Gott», da hat dieser Mann nicht gelacht. Der Zug hielt an, und als der Unbekannte mir die Hand reichte, sagte er mit grossem Ernst: «Eigentlich sind sie zu beneiden, die Leute, die an Gott glauben.»

Legionäre und Aktionäre

Die glückliche Heimkehr eines Fremdenlegionärs gehört zu meinen frühen Kindheitserinnerungen. Der jüngste Sohn unseres damaligen Nachbarn, eines Kleinbauern, dessen Heimwesen wie ein Schwalbennest steil überm Tal hing, war vor Jahren mitten aus dem Heuet weg verschwunden, kein Mensch wusste wohin, man munkelte, es sei wegen einer verschmähten Liebe gewesen. Jedermann hatte den flotten Traintrompeter gut gemocht, und das Bedauern mit den beiden nicht mehr jungen Eltern war allgemein gewesen. Nach geraumer Zeit hatte der Postbote fast regelmässig jeden Monat einen Brief mit fremdländischer Marke ins Elternhaus auf den Berg zu bringen, Briefe voll bitterer Selbstanklagen und heimwehkranker Anspielungen auf die heimatliche Gegend. Und nun waren die fünf Jahre um und der reumütige Ausreisser wieder da. Von Vater und Mutter wurde er ohne ein Wort des Vorwurfs, mit stiller Güte und bescheidener Fürsorglichkeit aufgenommen. Als aber der Jungbauer am ersten Samstagabend nach seiner Heimkehr mit einem Lied auf seiner Trompete ins Land hinausgrüsste, da war es, als hielte das ganze Tal einen Augenblick den Atem an. Noch einige Zeit bildete das Ereignis an den Wirtstischen, in der Käseerei, beim Coiffeur und auf dem Predigtweg den Mittelpunkt der ländlichen Gespräche. Bis zum Beginn der Roggenernte musste der Heimkehrer, als Wunder der gnädigen Bewahrung von alt und jung angestaunt, bald da, bald dort auf einem der umliegenden Höfe einen Feierabend lang erzählen. Es war, als wenn in der Seele dieser sonst so gleichmütigen Menschen wenigstens ein Fünkeln von jener besonderen Freude aufleuchten wollte, die der Herr im Gleichnis vom verlorenen Groschen mit den Worten beschreibt: «Welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie davon einen verliert, die nicht ein Licht anzünde und kehre das Haus und suche mit Fleiss, bis dass sie ihn finde? Und wenn sie

ihn gefunden hat, ruft sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte.»

Freilich bildet solch eine freundliche Heimkehr aus der Fremdenlegion keineswegs die Regel. Gewöhnlich wartet auf den Entlassenen nicht ein trautes Heim mit Kaffee auf dem Ofen, sondern zunächst das Gefängnis. Eben lese ich in der Zeitung unter der Rubrik «Aus dem Gerichtssaal»: «Wegen Schwächung der Wehrkraft, Dienstversäumnis und Nichtbefolgung von Dienstvorschriften stand ein Füsilier in mittleren Jahren, der eben erst aus der Fremdenlegion heimgekehrt war, vor dem Divisionsgericht 2 B. Er war in jüngeren Jahren etwas unstet, woran allerdings seine frühere Frau ein starkes Mitverschulden traf. Seine Heimatgemeinde verwaltete seinen Lohn, gab ihm aber nur ein Taschengeld von 20 Franken, aus dem er erst noch Anschaffungen bestreiten sollte. Als der Gemeinderat ihm schliesslich administrative Versorgung androhte, da verlor er den Kopf und reiste heimlich, ohne Urlaub und ohne Deponierung der Militärausrüstung, nach Frankreich. Es ist glaubhaft, dass er, als er in der Nähe von Le Locle die Grenze überschritt, noch nicht an den Eintritt in die Fremdenlegion dachte; in Morteau aber stellte ihn die französische Gendarmerie vor die Wahl, entweder im Schub heimgeschickt zu werden oder in die Legion einzutreten. Der Füsilier entschied sich für den fremden Kriegsdienst. Nach einer achtmonatigen Ausbildung in Südalgerien diente er zwei Jahre in Indochina und kam dann als 'Soldat erster Klasse', was ungefähr unserem Gefreiten entspricht, nach Marokko. Nach Ablauf der französischen Dienstzeit kehrte er in die Heimat zurück. Hier war er im Abwesenheitsverfahren zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden und verlangte die Wiederaufnahme des Verfahrens. Der Angeklagte muss, aus generalpräventiven Gründen, seine Strafe absitzen.»

Manch einer aber wäre froh, wenn er, wenn auch unter solch traurigen Umständen, doch wenigstens die Heimat wieder sehen dürfte. Jedoch — Gott allein kennt die Zahl und die Namen derer, die nicht mehr zurückkehren. Sie liegen irgendwo im Wüstensand verscharrt, im Dschungel Indochinas oder auf dem Legionärsfriedhof in Sidi-Bel-Abbès in einem der Reihengräber, auf denen ein Holzkreuz steht, der Name des Gefallenen und eine Registerzahl. Noch im Tode sind sie nummeriert. — Aber in der Legion sind nicht erst die Toten, da sind schon die Lebenden eben — Nummern. Wer die Geschichte der Fremdenlegion durchblättert, dem begegnen da zu seinem Entsetzen Bilder, die einen höchst unangenehm an manches erinnern, was uns aus den Enthüllungen über die Konzentrationslager Hitlers und aus den spärlichen Nachrichten von hinter dem Eisernen Vorhang bekannt geworden ist. Man kann sich beim besten Willen des Eindrucks nicht erwehren, dass hier das Menschenleben zum europäischen Kolonisationsdünger wird. Ein Afrikareisender schreibt: «Ich habe auf meinen verschiedenen Fahrten so viel gehört und gesehen, dass ich um die schweren seelischen Konflikte des Legionärs weiss, die schon bald nach dem Eintritt in die Legion auftreten. Nur zu bald tritt die Reue ein, und der erste Gedanke ist der: 'Wie kann ich desertieren?' Das aber ist fast unmöglich, es wird jeder zu sehr bewacht; wer beim Desertieren erwischt wird, dem wartet schwerste Strafe. Er kommt nach Colomb Béchar. Wenn man den Legionären von dieser Station spricht, werden sie unruhig. Ich habe die dortigen Strafgefangenen gesehen und könnte etliches erzählen. Wie oft aber hörte ich während der vergangenen Jahre dort draussen im Gespräch mit diesen armen jungen Landsleuten: 'Wenn ich doch diesen Schritt nie getan hätte!」»

Dass es trotz aller Warnrufe und Erfahrungen immer wieder Europäer gibt, die den verhängnisvollen Schritt tun, bereitet allen, die sich um eine Entzifferung dieses dunklen Blattes

gemüht haben, einiges Kopfzerbrechen. Was ist es eigentlich, was Menschen veranlasst, gleichsam mit offenen Augen und am heiterhellen Tag ins Verderben hinein zu schreiten? Es kann weder Geld noch Ehre sein, was man von der Legion erhofft, denn die fünf Centimes Tagessold, die man viele Jahrzehnte lang dort erhielt, reichten nicht aus für schlechten Tabak. Heute ist der monatliche «Verdienst» eines Legionärs in Nordafrika 90 Schweizerfranken; wird er nach Indochina versetzt, wo die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit gesundheitlicher Schädigung oder des Todes grösser ist, beträgt der Monatslohn 165 Franken. Wenn aber ein bescheidener Aufstieg in subalterne (untergeordnet, unselbständig) Beförderungsgrade eintritt, so ist bekannt, dass Legionsehre in der Aussenwelt nicht hoch im Kurs steht. Was in der Legion zu holen ist, das ist Bitterkeit, Siechtum und Gebrechen des Leibes und der Seele, der zeitliche oder gar der ewige Tod. Und dennoch schliessen sich die Reihen durch Neueintritte, sooft eine Expedition sie blutig gelichtet hat. Wie erklärt sich dieses Rätsel?

Oft ist es ein Leid, über das einer nicht hinwegkommt, von dem er in der Legion durch noch grösseres Leid Befreiung sucht. Eine Darstellung der Fremdenlegion beginnt mit den Worten: «Ein anderer hätte sich erschossen, ich ging in die Fremdenlegion» (E. Rosen, In der Fremdenlegion). Oft ist es die Flucht vor den Folgen eines begangenen Fehltrittes, ja sogar ein gewisses geheimnisvolles Verlangen, eine Untat freiwillig zu büssen und zu sühnen. Es mag auch etwa zutreffen, was einer in trockener Schlichtheit feststellt, aber in dieser Verallgemeinerung nicht wahr ist: «Der Hunger ist das hauptsächlichste Motiv, das den Menschen in die Legion treibt.» Wenn auch die wirtschaftlich gedrückte Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und die Massenarbeitslosigkeit zwischen den zwei Weltkriegen ein deutliches Ansteigen der Kurve anzeigt, so widerspricht doch der bloss wirtschaftsbedingten Deutung die Tatsache, dass heute, in einer Zeit guten

Geldverdienstes, die Legion offensichtlich wieder anfängt, eine akute Gefahr zu sein.

Letztlich, will mir immer wieder scheinen, ist die Fremdenlegion das Rätsel des Menschen selber, eine Erscheinung, die weit davon entfernt ist, nur den französischen Staat anzugehen oder nur die paar tausend unglückseliger Abenteurer, die man im eigentlichen Sinn Fremdenlegionäre zu nennen pflegt. Wenn einer von der «Sehnsucht nach fortwährender Veränderung», von «jener Ruhelosigkeit, die für den Legionär so typisch ist», schreibt, dann fragen wir füglich: Ist diese Sehnsucht nur für den Legionär typisch? Ist sie nicht ein allgemein menschliches Merkmal? Die Dichter und Propheten wissen um dieses Rätsel der Menschenbrust. Schiller schildert in seinem Gedicht «Der Alpenjäger» jenen wilden Knaben, der lieber nicht Blümlein pflücken und Lämmlein hüten möchte, sondern in leidenschaftlichem Urdrang ausruft: «Mutter, Mutter, lass mich gehen / Schweifen nach den wilden Höhen.» Augustin sagt vom Menschenherzen, es sei «unruhig, bis dass es Ruhe gefunden hat — in Dir». Und Jeremia weiss, dass es «ein trotzig und verzagt Ding ist, wer mag es ergründen?». Was uns am Fremdenlegionär besonders bewegt, das ist eben dieses Allgemeinemenschliche, dieses Rätsel Mensch, das er in besonders unverhüllter Weise darstellt. Schon von den alten Reisläufern wird etwa gesagt, dass es nicht immer nur das Geld war, das sie lockte, sondern ein unerklärlicher, wilder Urdrang zum Losziehen und eine abgründige Lust zum Dreinschlagen, so dass diese «Kämpfe von der blossen Rauferei nicht weit entfernt sind». Wie soll sonst die Tatsache erklärt werden können, dass es in der Geschichte der Fremdenlegion wie auch in der des Söldnerwesens nicht selten vorkommt, dass diese Soldknechte sich einem Kommando, das wegen völliger Aussichtslosigkeit den Abbruch der blutigen Schlacht befahl, weiterkämpfend widersetzten? So ist eben der Mensch, nicht allein der Legionär, sondern der Mensch. Er trägt etwas

ihm selber Unbegreifliches, der alte Sokrates schon nannte es das «Daimonion», den Dämon, in sich. Zu dieser dunklen Stimme in der eigenen Brust kommt der Lockruf fremder Urgewalten, wie ihn Eichendorff zu schildern vermag: «Dem Zweiten sangen und logen / die tausend Stimmen im Grund / verlockend Sirenen und zogen / ihn in die buhlenden Wogen, / in der Wogen farbigen Schlund.» So ist der Mensch, der Mensch ist im tiefsten Grund ein Reisläufer und Fremdenlegionär, der nie gesichert ist gegen selbstgefährliches Verhalten, weil er das Chaos in sich trägt, das jederzeit alle Stricke zerreißen, Riegel brechen und Dämme sprengen kann.

Dieses Wesen des Menschen wird in unserem Schweizerland alle Jahre einmal in einer öffentlichen Prozession dargestellt an der Basler Fasnacht. Was an einem solchen Fasnachtsumzug an Tollheiten und Phantasien offenbar wird, ist eine Spiegelung dessen, was nicht nur in der Basler Seele, sondern in der Menschenseele überhaupt an Inhalt vorhanden ist. Unter den vielen hundert und tausend Masken befindet sich kein einziges normales Menschengesicht, alles in Verzerrung und Übertreibung, jede Form und jedes Mass zertrümmernd, eine Selbstdarstellung, eine weltliche Generalbeichte, eine Selbstapokalypse des Menschen wird an diesen Umzügen entfaltet — ich wette, wenn ein Prediger den Leuten auch nur die Hälfte dessen vorhalten würde, was sie da von sich aus zur Schau stellen, er würde journalistisch gesteinigt. Und was ein Landsknecht, ein Söldner und Fremdenlegionär ist, das verrät sowohl der düstere Klang der Fasnachtstrommeln wie die schrille Wildheit der Pfeifen. Das ist der Mensch, das bin ich und das bist du. Das ist der Mensch in der Fremdenlegion aller Zeiten, der vaterflüchtige Mensch, hinter dem der gute Hirte her ist wie hinter dem verlorenen Schaf: «Und wenn er's gefunden hat, so legt er's auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen:

Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Busse tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Busse nicht bedürfen.»

Aber nun gibt es ja nicht nur ein Nordafrika, sondern und vor allem neuerdings auch ein Südafrika. — Es sind jetzt ungefähr drei Jahre her, da brachte die Post kurz hintereinander zwei wichtige und in diesem Zusammenhang aufschlussreiche Drucksachen ins Haus. Die eine war das Buch des südafrikanischen Christen Alan Paton, das im Deutschen den Titel trägt: «Denn sie sollen getröstet werden.» Es ist seither verfilmt worden, ja, am Ostersonntag brachte es unser Landessender, gekürzt und umgearbeitet in ein Hörspiel, das viele Radioabonnenten ergriff. Das tief fromme Buch ist ein einziger Aufschrei eines kranken, wenn nicht gar sterbenden Volkes. Es gibt uns Einblick in die soziale Lage und geistige Verfassung der schwarzen Bevölkerung Südafrikas. Es zeigt die Bettelarmut der einheimischen und doch so entwurzelten Bevölkerung im Umkreis der südafrikanischen Goldfelder. Johannesburg ist der Mittelpunkt der Handlung. Es lässt uns einen Blick tun in die Slums der Armenquartiere, es deckt schonend, aber deutlich genug die Zusammenhänge auf zwischen Verarmung, Prostitution und Verbrechen.

War es nun Zufall, oder war es von den Menschen zwar unbeabsichtigte, von Gott aber gewollte Fügung, dass unmittelbar nach Erscheinen dieses erstrangigen «Kulturdokumentes» eine reich ausgestattete Broschüre aus Kreisen der Hochfinanz erschien, die zur Zeichnung von Anteilscheinen zwecks Ausbeutung der Goldminen in der Gegend von eben jener Stadt Johannesburg einlud? Man konnte darin lesen, dass heute in Südafrika nicht weniger als 40% der Goldproduktion der ganzen Welt gefördert wird, dass der Kapitalertrag der dort angelegten Gelder reichlicher sei als in unseren durch Gesetzesvorschriften eingeengten und gehemmen Verhältnissen. Den Südafrikanern wird nachgerühmt, dass

sie «die weltoffene, zukunftsfreudige und weit blickende, politisch-kulturelle Grundhaltung ihrer europäischen Heimat beibehalten hätten». Was zur Kapitalanlage ermuntert, ist ferner der Umstand, dass «dieses Zukunftsland ausserhalb der militärisch-politischen Gefahrenzone liegt». «Die Ausschüttungen(!) an die Anteilscheinhaber erfolgen in der Regel halbjährlich, je am 15. April und am 15. Oktober.» Kein Wunder heisst es weiter: «In der starken Überzeichnung der kürzlich aufgelegten Anleihe der Südafrikanischen Union von 60'000'000 Franken kam das lebhafteste Interesse für südafrikanische Anlagen erneut zum Ausdruck.» Ja, unser Ländchen wird hier neben Nordamerika und neben Grossbritannien an dritter Stelle als Kapitallieferant aufgeführt. Und dieses Eldorado abendländischer Kapitalanlage ist gleichzeitig das Inferno afrikanischer Verelendung! Ist nicht auch das Fremdenlegion und Reisläuferei? Wird nicht auch da ein Stück menschlicher Fasnacht offenbar? Ohne Zweifel, hier begegnen wir dem Reisläufer des 20. Jahrhunderts, verkleidet im schwarzen Frack, dem Fremdenlegionär in Zylinder und Lackschuhen. Ich glaube jedenfalls nicht, dass der Deutsche Erwin Rosen die ganze Wahrheit erkannte, als er vor dem Ersten Weltkrieg die Worte schrieb: «Die Fremdenlegion ist ein veraltetes, lächerlich unzeitgemässes Überbleibsel mittelalterlicher Landsknechtseinrichtung, mit allen Fehlern und Nachteilen des Söldnertums, aber ohne den Schimmer der Romantik, der in Kriegszeiten vergangener Jahrhunderte ritterliche 'soldiers of fortune' verklärte.» Dass Menschen bluten, während andere an diesem Blut gedeihen, dass Menschen im Solde fremder Mächte sich schlagen, im Dienst fremder Interessen ihr Blut und Leben lassen, dass «arme Teufel» bluten, um anderen zweimalige «Ausschüttungen» pro Jahr zu ermöglichen — ach wäre das doch ein «lächerlich unzeitgemässes Überbleibsel»! Stattdessen ist es blutige, neuzeitliche Wirklichkeit, zukünftige Möglichkeit. Ja es ist in einer Welt, da

der Geist der menschenverachtenden Reisläuferei derart ungeniert umgeht, nicht ausgeschlossen, dass eines Tages ein guter Teil der Bevölkerung Europas Seite an Seite mit jenen ausgebeuteten schwarzen und gelben Brüdern zu Fremdenlegionären, zu Kanonenfutter der Grossmächte in Ost und West würden.

Noch ist es nicht so weit. Vorläufig trinken wir noch unser Bier und tätigen unsere Geschäfte. Vorläufig liest der Bürger noch mit einem Gemisch von Mitleid, Abscheu und Selbstgerechtigkeit die Berichte einzelner verkrachter Existenzen, die in Indochina oder Nordafrika ihr bisschen Abenteuerlust bitter genug büssen. Vorläufig laufen wir noch im Fasnachtsumzug mit und profitieren zusammen mit den Grossen vom Goldstrom aus Südafrika. Diese Fremdenlegion des Geldes kommt zwar nicht mit der menschlichen Gerichtsbarkeit in Konflikt. Aber Gott lässt seiner nicht spotten. Ob es für unser Geschlecht nicht bald an der Zeit wäre, den Weg jenes Sohnes zu gehen, der vom Vater weg in die Fremde gegangen war und dann «in sich schlug und umkehrte»? Wenn schon ein Menschenvater den schuldigen Heimkehrer mit offenen Armen empfängt, wie sollte es nicht der Vater im Himmel? Oder sollte es schon zu spät geworden sein? Ob die Worte uns noch gelten, die der Herr am Schluss des Gleichnisses vom verlorenen Sohn spricht? Und falls es bei Gott noch nicht zu spät ist, ob wir sie noch hören können? Jedenfalls geschrieben stehen sie noch, wenn auch als Angebot der elften Stunde: «Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füsse. Und bringet ein gemästet Kalb und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein, denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden worden. Und sie fingen an fröhlich zu sein.»

Die Legende von den Vierzig

Im Jahre 1901 entdeckte man bei Ausgrabungen in Rom nahe am Forum Romanum ein bescheidenes urchristliches Heiligtum heidnischen Ursprungs. Dies war, sehr wahrscheinlich im 6. Jahrhundert, den so genannten «Vierzig Märtyrern» geweiht worden. Eine Wand ist mit Fresken bemalt, welche die Legende der «Vierzig» darstellen. Mein Gewährsmann und Lehrer, Professor Giovanni Rostagno von der Waldenser Fakultät in Rom, ein Kenner des christlichen Altertums der Stadt Rom, der jene Ausgrabungen miterlebte, hat uns in «La Luce», dem «Kirchenboten» unserer Glaubensbrüder in Italien, diese Legende aufgeschrieben. Wir lassen sie hier in freier Übertragung folgen.

Während der Christenverfolgung durch Diokletian (röm. Kaiser von 284 bis 305) trug sich zu Sebaste in Armenien, wie die fromme Legende sagt, folgendes zu:

Es war damals ein aussergewöhnlich strenger Winter. Vierzig christliche Soldaten sollten um ihres Glaubens willen verurteilt, auf eine eigenartige, satanisch ausgedachte Weise hingerichtet werden. Sie wurden dazu ausersehen, in einem gefrorenen Teiche stehend, langsam einem qualvollen Ende entgegenzugehen. Rings um den Rand des Sumpfes aber hatte der grausame Präfekt hell leuchtende Feuer anzünden und warme Bäder rüsten lassen. Er hoffte so, die Standhaftigkeit der Vierzig zu erschüttern. Sie hätten nur den Namen «Caesar» aussprechen müssen, um dem schrecklichen Tode zu entrinnen.

Die Vierzig aber schauten nicht die hell leuchtenden Feuer an und nicht die warmen Bäder, sondern wiederholten Tag und Nacht ohne Unterlass dies Gebet: «Herr, zu vierzig sind wir in den Kampf gezogen. Dein Wille geschehe, dass wir zu vierzig die Krone des Lebens erhalten.»

Auf einmal singt einer von ihnen nicht mehr mit. Er wird schwach, zögert einen Augenblick und entsteigt, ohne nach seinen Gefährten umzuschauen, dem eisigen Wasser.

Die anderen Neununddreissig sehen ihn. Ein Weilchen wird es still. Dann aber, als ob nichts geschehen wäre, beginnen alle zusammen wieder zu flehen: «Herr, zu vierzig sind wir in den Kampf gezogen. Dein Wille geschehe, dass wir zu vierzig die Krone des Lebens erhalten.»

Und Gottes Wille geschah. Einer der Wacht habenden Soldaten, der heimlich Gottes Wort Raum gegeben hatte in seinem Herzen, trat zum Präfekten, gab sich als Christ zu erkennen und stieg ins Wasser.

Unter Gebet und Flehen starben die Vierzig, einer nach dem anderen. Gott hat ihr Gebet erhört.

Es gibt eine verfolgte Gemeinde. Es gab sie zu allen Zeiten, seitdem der Herr der Gemeinde gesagt hat: «Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe», und «ihr müsst gehasset werden von jedermann.» Diese leidende Gemeinde ist dem Auge des Geschichtsforschers zwar in vielen Teilen der christlichen Kirchengeschichte fast ganz verborgen oder überhaupt nicht erkennbar. Aber vorhanden ist sie immer gewesen, auch dann, wenn unser Auge sie nicht erkennt. Das Leiden um des Glaubens willen gehört zum Beruf der Gemeinde Christi in dieser Welt. Nach dem Zeugnis der Bibel ist Verfolgung der Normalzustand der Gemeinde. Dagegen ist Anerkennung oder gar Begünstigung durch die Welt je-weilen ein Abweichen, wenn nicht gar Abfall und Verrat von und an der Sache Jesu Christi. Besonders deutlich ist die verfolgte Gemeinde während der ersten drei Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung erkennbar. Später lässt sich die Gemeinde oft blenden durch die «hell leuchtenden Feuer» und verlocken durch die «warmen Bäder» dieser Welt.

Die Zeit scheint zu kommen, da «die Ungerechtigkeit wieder einmal überhand nimmt, weil die Liebe in vielen erkaltet». Es wehen kalte Winde aus Ost und Nord durch die Christenheit. In einzelnen Ländern erscheint wiederum die Gestalt des «Präfekten», der für die Bekenner Qualen ersinnt und von ihnen verlangt, dass sie den Namen «Caesar» sagen. In solchen Zeiten Christus bekennen ist nicht menschliches Heldentum, sondern Gnadengabe Gottes. Martyrium ist eine menschlich unmögliche Sache. Im Massenrausch eines Krieges sterben, getragen und gerühmt vom Volk, dem man angehört, das ist das Heldentum dieser Welt. Aber verachtet und verfemt in der für diese Welt unbegreiflichen Nachfolge Christi leiden, das kann nur Gottes Geist und Gabe wirken. Martyrium ist darum weit entfernt von strammer Haltung. Martyrium ist ein göttliches Geschehen, menschlicherseits unter Furcht und Zittern. Wo sich Martyrium ereignet, da hält nur noch eine Haltung stand, die keine Haltung menschlicher Kraft ist, die Haltung der «Vierzig» im Teich, die miteinander und füreinander zu Gott flehen und schreien.

Uns evangelische Christen der Schweiz hat der «Präfekt» noch weniger als andere gezwungen, den Namen «Caesar» zu nennen, hat uns noch nicht in den eisigen Teich gedrängt. Zwar haben wir das Wort des Herrn angenommen und tragen es heimlich im Herzen. Aber noch sind wir am sicheren Ufer und wissen wenig von Martyrium. Ja, wir müssen heute gestehen, dass wir uns mehr als gut blinden liessen durch die «hell leuchtenden Feuer» dieser Welt. Und wir müssen voll Scham bekennen, dass wir uns, mehr als ratsam war, von dieser Zeit «warme Bäder» rüsten liessen. Es könnte die Zeit kommen, da auch uns der Herr der verfolgten Gemeinde in kältere Gegenden schickte. Dann wird es auch für uns nur eines geben, die flehentliche Bitte: «Herr, zu vierzig sind wir in den Kampf gezogen. Dein Wille geschehe, dass wir zu vierzig die Krone des Lebens empfangen.»

Kleine protestantische Romfahrt

Wenn zwei oder gar drei dasselbe tun, dann ist es sehr oft nicht dasselbe. So ist es auch mit den vielen Romreisen, die jetzt, dank der allgemein bekannten Gunst der Zeit, getätigt werden. Der überzeugte Katholik wird Rom mit anderen Empfindungen betreten als der religiös neutrale Kunstliebhaber; wie man aber die aussergewöhnliche Stadt als Protestant erleben kann, sei in den nachfolgenden Blättern wiedergegeben. Für mich war es eigentlich ein Wiedersehen, als wir, unser vier Protestanten, letzten Herbst anlässlich einer kleinen Studienfahrt uns vier Tage in Rom aufhielten; ich habe vor drei Jahrzehnten dort studiert. Es wissen viele Protestanten nicht, dass es in Rom eine evangelische Theologenschule gibt, die von unseren Waldenser-Glaubensbrüdern unterhalten wird. Dort habe ich einst einen unvergesslichen Winter zugebracht. Die katholische Welt feierte damals eben wieder ein Anno Santo, das Massen von Pilgern nach Italien lockte. Mussolini war bereits seit drei Jahren Herrscher, sass aber noch sehr unsicher auf seinem Diktatorenthron. (Wann sitzt ein Diktator sicher?) Die kalte faschistische Revolution war in vollem Gang. In unserer Schule wetteten wir, wie lange er es noch treiben werde; die einen gaben ihm noch Zeit bis zum Frühling, die anderen noch ein Jahr, wir Schweizer hatten den Eindruck, er werde über Nacht umkippen. Seine Herrschaft hat ja dann volle 21 Jahre gedauert und war erst einigermaßen gefestigt, als es ihm gelang, mit dem Papst das Konkordat (Herzensbündnis) abzuschliessen, wobei Mussolini den Kirchenstaat wiederherstellte, Post und Eisenbahn einrichtete und alles, was zu einem Staatswesen gehört, als Ausstattung und Mitgift aus staatlichen Mitteln aufbrachte, während der Vatikan als Gegenleistung nur eines tun musste und tat, aber das war für den Tyrannen unbezahlbar: die Anerkennung durch Seine Heiligkeit. Es fällt übrigens auf, wie ungeniert fettgedruckt

heute noch und schon wieder in den offiziellen Stadtführern die Epoche machende Bedeutung dieses Konkordates von 1929 erwähnt und unterstrichen wird.

«Ewige Stadt»

Rom ist sich während der drei Jahrzehnte, die seither vergangen sind, in der Hauptsache so ziemlich gleich geblieben. Sein Wahrzeichen, die Kuppel der Peterskirche, überragt die Stadt immer noch. Auch sie ist also, wie so manch andere Grösse der Weltgeschichte, «noch einmal davongekommen». Das ist, wenn man etwa an die Zerstörungen am Monte Cassino einige hundert Kilometer südwärts denkt, alles andere als selbstverständlich und auch für uns Protestanten ein Grund zum Danken, steht es doch nirgends geschrieben, dass es nicht auch vom «Ewigen Rom» eines Tages heissen könnte: «Es war einmal.» Immer noch gleich lehmig und träg fliesst der Tiber an der Engelsburg vorüber. Noch immer wird drüben in Sankt Peter an der Bronze-Statue des Apostels die Zehe geküsst, wie ich mich vergewissert habe, immer noch von einem Teil der Besucher in selbstvergessener Inbrunst, von vielen aber, auch von Klerikern, mit schlecht verhohlener Bazillenfurcht. Noch gleich zornig greift sich Michelangelos Mose überm Grabmal Julius des Zweiten in den gewaltigen Bart, und noch gleich unerbittlich schickt der Christus des Jüngsten Gerichts in der Sixtina die Verdammten der Hölle zu, und noch immer sucht Maria den Zorn ihres ergrimmtten Sohnes zu mildern. Die Basilika San Paolo fuori le Mura ist nicht weniger protzig als ehemals, dafür aber hat die Chiesa Santa Sabina nichts von ihrer vergeistigten Altertümlichkeit verloren. Am Grabmal des Unbekannten Soldaten hängt noch immer ein halbvergilbter Kranz, dagegen haben die Blumen am Fuss der Treppe zur Kirche Trinità dei Monti ihre Frische und Leuchtkraft beibehalten. Und immer noch — auch das gehört offenbar zum «Ewigen Rom» — muss man aufpassen, dass einen der

treuherzige Kutscher beim Kolosseum mit dem Fahrpreis nicht übers Ohr haut.

Kinderreichste Grossstadt Europas

Das ist ein weiterer Ruhm der Stadt am Tiber. Rom habe nicht nur die meisten und wasserreichsten Brunnen auf seinen Plätzen, die zahlreichsten Katzen in seinen Anlagen, sondern auch die meisten Kinder in seinen Familien. Es werden uns mit Stolz einst noch von Mussolini errichtete Wohnblöcke für Familien mit zwölf und mehr Kindern gezeigt. Die katholische Ehemoral hat bis vor kurzem die Empfängnisverhütung überhaupt verboten. Seit einiger Zeit wird die natürliche Geburtenregelung, wie sie etwa Knaus-Ogino empfehlen, als Zugeständnis gestattet. Dass diese heroische Kinderliebe auch ihre Kehrseite hat, kann man sich leicht vorstellen. Ich denke in diesem Zusammenhang an jenes kaum achtjährige Mädchen, das uns nachts nach zehn Uhr auf dem Gang zum Hotel in den Weg trat, jedem von uns mit verblüffender Keckheit eine rote Nelke ins Knopfloch steckte und drauf die Händchen darhielt und nicht mehr zurückzog, bis es mit der Grösse der hineingelegten Gabe sich zufrieden gab. Oder ich denke an jenen seltsamen Aufzug in der Nähe der Scala Santa: Ein in den besten Jahren stehender Mann schiebt einen riesigen Zwillingswagen vor sich her. Darin liegen zwei Säuglinge, ein etwa zweijähriges Bübchen sitzt ihnen zu Füssen. Dieses dritte, sitzende Kind benimmt sich seltsam auffällig. Erst bei näherem Zusehen ging mir auf, dass es offenbar zum Betteln abgerichtet war. Diesem Mann ist also nicht irgendeine körperliche Behinderung, sondern Kindersegen zur Rechtfertigung geworden, den Bettel als Beruf zu wählen. Und dann jene Begegnung in der Ruine, draussen an der Via Appia, dort ausserhalb des Grabmals der Caecilia Metelia! Richtig schweizerisch hatten wir das Bedürfnis empfunden, sie zu ersteigen, um die Aussicht auf den Flugplatz und nach den blauen Albanerbergen hinüber besser geniessen zu können. Dabei entdeckten wir

Leben im zerfallenen Gemäuer, Hühner und Hasen, schliesslich auch Kinder und deren Mutter, die sich nur ungerne ins Gespräch einliess. Ihr Mann arbeite als Dachdecker in der Stadt. Die Familie sei hier seit bald zehn Jahren provisorisch untergebracht. Es gebe in Rom noch gut 50'000 Menschen, die auf diese Weise nicht wohnen, sondern hausen. Solche Zustände gibt es auch in protestantischen Ländern. Auch London kennt seine Slums, auch die schmucke Berner Altstadt verbirgt hinter blühenden Geranien allerlei ungelöste soziale Probleme. Solche Zustände aber wirken in Rom deswegen so aufreizend, weil in ihrer nächsten Nähe unvorstellbare Reichtümer, vor allem kirchlicher Besitz, schaugestellt sind. Es ist einem Protestanten immer wieder ein Rätsel, warum der Katholik dieses bedenkenlose Nebeneinander von Menschenelend und glissendem Kirchenprunk mit solchem Gleichmut erträgt. Kein Rompilger und Italienfahrer sollte versäumen, das in dieser Hinsicht so aufschlussreiche Buch von Carlo Levi: «Christus kam nur bis Eboli», einzusehen. Man fragt sich immer wieder neu, warum vom ganzen umfangreichen Kirchenapparat, warum vom reichen und innigen religiösen Leben dieser Kirche so wenig Kraft der Umgestaltung, so wenig heilsamer Gärstoff zur Sanierung unhaltbarer sozialer Zustände ausgehe.

Santa Maria Maggiore

Sie ist unter anderem bekannt durch ihre prachtvolle Kassetendecke, der ich daraus keinen Vorwurf machen möchte, dass sie von Gold strotzt; dafür kann sie ja schliesslich nichts. Eben macht einer der vielen Fremdenführer mit einer Schar die Runde in der Kirche. Es sind Nordamerikaner, die über der Mitteilung in entzückte «Ouh»-Rufe ausbrechen, dass diese Decke «mit dem allerersten Gold aus Amerika, Geschenk des damaligen spanischen Königs, vergoldet worden ist». Von den Bestialitäten, die mit diesem spanischen Amerika Gold zusammenhängen, Gold, das buchstäblich von Menschenblut trieft, schweigt der Fremdenführer. Ist's

Vergesslichkeit? Ist's Dummheit? Ist's Absicht? Wie viele fromme Schauer würden dem Rompilger gründlich abgekühlt, wenn er alles wüsste! Seit jenem «allerersten Gold» aber ist ein immer breiterer Goldstrom von Amerika romwärts geflossen. Wohl auch dank solchen Goldes wurde im Jahre 1606 die «Bank vom Heiligen Geist» (Banco di Santo Spirito!) gegründet. Die Abgaben, die aus den 1700 Bischofssprengeln jahraus, jahrein nach Rom fließen, haben bewirkt, dass die Kirche mit ihren 250'000 Hektaren Ackerbodens auch heute noch die mächtigste Grossgrundbesitzerin des armen Italien ist. Die Goldreserve des Vatikans ist sogar für amerikanische Begriffe ein Märchen; man redet von 45 Milliarden Goldfranken. Jedenfalls ist heute längst nicht mehr nur die Kassettendecke der Santa Maria Maggiore amerikanisch vergoldet, sondern noch einiges mehr. Man möchte die Kulturschätze bewundern, die dank solcher Reichtümer in dieser Stadt angesammelt sind. Wenn es nur nicht um Handbreite daneben Armutei gäbe, die zum Himmel schreit! Das eigentlich Bedenkliche daran aber scheint uns das gute Gewissen zu sein. Wäre wenigstens dieses beunruhigt! Aber man hat manchmal den Eindruck, Städte wie Rom seien reif und überfällig entweder für einen Abbe Pierre, oder dann für einen Robespierre. Ein Senfkörnlein von jenem Evangeliumswort, das brennt wie ein Feuer und schlägt wie ein Hammer, wäre hier mehr als ganze Tonnen von Kultbetrieb. Das gilt nun freilich nicht nur für die Katholiken, sondern für uns Christen des Abendlandes überhaupt, vor allem für uns Protestanten, denen ja nicht allein das Abendmahl in beiderlei Gestalt, sondern das ganze, das nackte, uneingekapselte, das unentschärfte Wort bis zur Stunde erhalten ist — was uns besonders verpflichtet.

Beim Papst

Wir sahen nicht nur seine Gärten und Gemächer, sondern auch ihn selber, draussen in Castelgandolfo in seiner Sommerresidenz. Im Schlosshof sammelte sich die Menge der

Pilger in der Erwartung, dass oben ein bestimmtes Fenster sich öffne und der Papst auf einem Balkon erscheine. Wir hatten uns einer Pilgergruppe angeschlossen, gläubigen Katholiken, die in ihren Taschen allerlei Souvenirs mitbrachten, damit auch diese Gegenstände vom Papst gesegnet und damit in ihrem Heiligkeitsgehalt aufgewertet würden. Wir hatten uns als Andersgläubige etwas im Hintergrund gehalten, um nicht etwa durch ein Nicht-Mitmachen des Kniefalls zu stören und Gefühle zu verletzen. Indessen war diese Rücksichtnahme gar nicht nötig, denn als dann schliesslich der päpstliche Segen erteilt wurde, vermochte kein Mensch in die Knie zu gehen, so dicht gedrängt war die Menge. Den Papst erlebten wir da von seiner sympathischen, von seiner menschlich-väterlichen Seite. Von einer Liste las er die offenbar vorher angemeldeten Gruppen ab und hatte für jede von ihnen ein persönliches Wort. Man bekam dabei einen Begriff von Roms Katholizität. Da waren Mittelschüler aus Zürich, die mit Dr. X, dem katholischen Gymnasiasten-Seelsorger, einem liebenswürdigen Herrn, eine Romreise unternommen hatten. Auch protestantische Mitpilger seien dabei stets willkommen, wie mir auf der Rundfahrt im Tram eine der Zürcher Töchter erzählte. Da war eine Schulklasse aus Venedig, ein Frauenverein aus Brasilien, eine Anzahl farbiger Missionare und Missionarinnen, von denen in ihren schwarz-roten Gewändern etwas Herrschaftliches ausging, das Bewusstsein, der Elite ihrer Rasse anzugehören und im Dienste einer mächtigen und reichen Kirche zu stehen; dann eine Pilgergruppe aus Bayern und eine Schar Air-Force-Leute, schlanke Piloten aus Nordamerika. Ich zählte nicht weniger als 25 solcher Pilgerscharen, und jede von ihnen erhielt vom Papst ein väterliches Wort. Besonders herzlich begrüßte er die Bayern, fügte dann aber die ernste Mahnung hinzu, innerhalb ihres konfessionell nicht mehr einheitlichen Volksstammes dem katholischen Bekenntnis doch ja treu zu bleiben. Das Ganze war wie ein freundlicher Familientag

beim Grosspapa. Dabei war es allen bekannt, dass der halbstündige Empfang für den Greis eine gewaltige Anstrengung bedeutete, da er ernstlich erkrankt sei. Am selben Abend kauften wir an einem Kiosk, um über die Vorgänge daheim auf dem Laufenden zu bleiben, einige Schweizer Zeitungen. War es ein Zufall, dass da in der «Schweizerwoche» eben ein offenbar wohl informierter Artikel stand, der den Titel trug: «Die grauen Eminenzen des Papstes»? Da vernahm man die interessanten Einzelheiten, dass es drei deutsche Jesuiten sind, die des Papstes intimste Berater und Freunde seien. Ferner stand da zu lesen, dass der päpstliche Geheimdienst, der die Vorgänge in der ganzen Welt kontrolliert, alle anderen Geheimdienste der Welt «an Umfang, Verlässlichkeit und Vollständigkeit» übertreffe. Solche Angaben lassen einen ahnen, dass das Papsttum neben seiner populär väterlichen, neben seiner Hirten-Seite offenbar noch andere, weniger harmlose Seiten an sich trägt.

Jesuitische Geheimdiplomatie, verbunden mit Geld, Macht und Grösse vor dieser Welt, mutet uns Protestanten unheimlich, ja geradezu dämonisch an. Bei aller Bewunderung der Kunst- und Kulturschätze kann man als Andersgläubiger in Sankt Peter nicht recht froh werden. Eine an sich geringfügige Einzelheit an dieser Riesenkirche scheint uns für Roms Machtanspruch bezeichnend: im marmornen Fussboden des Petersdoms werden dem Besucher metallene Markierungen gezeigt. Sie zeigen an, bis zu welcher Stelle beispielsweise der Kölner Dom oder die St.-Pauls-Kathedrale in die Peterskirche hinein gestellt werden könnten. Dieser naive Anspruch, die grösste Kirche der Welt zu sein, erinnert uns an jene biblische Episode, die bekannt ist als «Rangstreit der Jünger». Da lesen wir: «Es kam auch ein Gedanke unter sie, welcher unter ihnen der Grösste wäre. Da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens sah, ergriff er ein Kind und stellte es neben sich. Und sprach zu ihnen: Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich

aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird gross sein» (Lukas 9,46—48). Was würde Petrus, der dieses Wort aus dem Munde des Herrn mit angehört hat, zu Roms Reichthum, Macht und Weltherrlichkeit sagen?

Der Protestantenfriedhof

Rom ist ja die Stadt der Gräber, angefangen beim «Grab des Petrus» und den ehrwürdigen Katakomben bis hin zu den vielen Grabmälern der vielen Päpste, die von Künstlerhand zum Teil prunkvoll, zum Teil geistvoll gestaltet worden sind. Wie wird in Rom der Protestantenfriedhof aussehen? Eigentlich müsste man ihn doch wohl den Friedhof der Nichtkatholiken nennen, da hier überhaupt alle, die nicht römisch-katholisch sind, auch Heiden und Atheisten, bestattet werden. Um diesen Friedhof haben in der Vergangenheit mehr als einmal kleine «Kirchenkämpfe» stattgefunden. Ums Jahr 1720 wurden hier die ersten Russen, Engländer und Deutschen beerdigt. Die päpstliche Regierung aber verbot damals die Errichtung von Kreuzen auf den Gräbern dieser Ungläubigen und Abtrünnigen. Darum sieht man hier in der Tat auch heute noch auffällig selten Kreuze. Es war ursprünglich ebenfalls verboten, solche Bibelsprüche auf die Steine zu setzen, die ein Wiedersehen im Himmel und ein ewiges Heil verheissen. Die Beerdigungen fanden in jenen ersten Zeiten nachts bei Fackelschein statt, heute dürfen sie bei Tageslicht vor sich gehen. Tatsächlich sieht der ganze Friedhof denkbar trostlos aus, selten ein Bibelwort, nackte Namen und Jahreszahlen, hie und da ein mehr oder weniger geistreicher Spruch. Kein Zweifel, das Gräberfeld dort hinter der Cestius-Pyramide sollte im Kontrast zu den katholischen Gottesäckern als Stätte der Verlorenen gestempelt und gezeichnet sein.

Ins Wasser geschrieben

Zwei der Gräber fallen besonders auf. Das eine ist die letzte Ruhestätte des einzigen frühverstorbenen Sohnes des Dichters Goethe, der vierzigjährig in Rom verkam und starb. Es trägt die lateinische, vielleicht von Vater Goethe verfasste Inschrift: «Goethe Filius Patri Anteventus Obiit Anno XL. — MDCCCXXX», auf Deutsch: «Goethe Sohn, der dem Vater voranging in seinem 40. Lebensjahre anno 1830.» Noch öder, noch trostloser ist der «Cimitero Protestante Antico», der alte Protestantenfriedhof, ein Trümmerfeld, ein Tummelplatz von Katzen und anderem Gelichter. Ganz draussen in einer Ecke desselben liegt ein noch einigermaßen erhaltenes Doppelgrab. Eines davon birgt die letzte Leibeshülle eines Arztes, der in Rom jahrzehntelang so hingehend gewirkt haben muss, dass er sich die Achtung vieler gewann. Auf der anderen Seite liegt ein Dichter begraben. Hier stehen in Englisch die Worte: «Dies Grab enthält alles, was sterblich ist an einem jungen englischen Poeten.» Und dann ist beigefügt: «Here lies One Whose Name was written in water 1821.» Hier liegt einer, dessen Name ins Wasser geschrieben war 1821.» Der Name wird darum gar nicht genannt. Ins Wasser geschrieben war sein Name! Das allerdings wäre Verlorenheit, wenn unsere Namen in den Wind, in den Sand, ins Wasser geschrieben wären! Wenn die Bibel von unserer Rettung spricht, dann pflegt sie zu sagen, unsere Namen seien in den Himmel geschrieben, oder «ins Buch des Lebens geschrieben», unser Name sei bekannt vor Gottes Thron. Dass Christus unsere Namen kennt, nennt und ruft, das ist protestantische Heilsgewissheit. Er allein «kennt die Seinen», er allein weiss, wer dann einst, an jenem Tag, von ihm beim Namen gerufen wird, dagegen welchen er dann sagen wird: «Ich habe euch nie gekannt.» Wir wissen aus der Bibel, dass es dann Überraschungen geben wird. Und immer und immer wieder begegnen wir im Blick auf den Jüngsten Tag dem warnenden Christuswort, dass dann «Letzte Erste sein werden und Erste Letzte». Darum, wenn

wir uns auch jetzt schon in aller Demut unseres Heils in Christo freuen und getrost sind, werden wir uns hüten, aus dieser Heilsgewissheit eine hochmütige konfessionelle Sicherheit werden zu lassen oder gar anderen, in deren Herzen wir nicht hinein sehen, das Heil abzusprechen. «Richtet nicht vor der Zeit.»

Ein Bibelwort

Etwas aufgewühlt und offen gestanden ein wenig verwundet ging ich vom Friedhof derer, die verloren sein sollen, weil sie nicht Katholiken sind, dem Stadtrand entlang zum Hotel zurück, um die Abreise vorzubereiten. Beim Durchschreiten eines dichtbevölkerten Wohnquartiers kam ich an einem ganz neuen katholischen Kirchlein vorbei, eine der paar hundert Kirchen Roms, vielleicht die schmuckloseste von ihnen allen. Kunstgegenstände, Marmor und amerikanisches Deckengold gibt es da kaum zu bewundern; aber etwas an der niedrigen Fassade zwingt mich, stehen zu bleiben und genauer hinzuschauen. Ich traute zuerst meinen Augen nicht: Ein Bibelspruch — ein Bibelwort an einer Kirche Roms — ein wirkliches Bibelwort! und dazu noch in leserlicher Schrift und auf italienisch, also in der Landessprache! Nach all der verwirrenden Fülle an Form, Farbe, Material, nach all der Kultur, nach all der Weisheit aus aller Welt und aus allen Zeiten, nach all der Schönheit und Geistreichelei der Jahrhunderte und Jahrtausende, nach all dem mehr oder weniger legendären Tief sinn steht da nun ein Wort, ein richtiges Bibelwort. Dies Wort war meinem protestantischen Herzen wie Sauerstoff hinein in die schwüle Fülle dieser unglaublich reichen Stadt, reich an Verewigung des Vergänglichen, reich an Vergottung des Menschlichen, oft genug des Menschlich-Allzumenschlichen. Und da standen sie nun, die schlichten Christusworte: «Venite da me, voi tutti che siete travagliati» — «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.» Rom, die «Ewige Stadt», wird vergehen, Christi Worte aber haben die Verheissung, ewig zu sein.

Evangelische Beichte

Am siebenten Deutschen Evangelischen Kirchentag in Frankfurt am Main wurde in einer der Arbeitsgruppen unter anderem auch die Frage der Möglichkeit evangelischen Beichtens diskutiert. Auf Grund der im Dokumentenband über den Kirchentag nun vorliegenden Referate und Diskussionsreden ist es möglich, vom Verlauf und jetzigen Stand des Gesprächs über evangelische Beichte sich einigermaßen ein Bild zu machen. Jedenfalls hat da der Kirchentag, wie er das auch sonst tut, eines der heißen Eisen der heutigen Kirche und Welt angerührt, was gewisse Reaktionen auslöste, wie das nicht anders zu erwarten war. Katholischerseits wurde natürlich auch dieser Anlass dazu benutzt, das Lob der allein selig machenden Kirche zu singen, in welcher es kein Beichtproblem gebe. Umgekehrt hat schon die etwas herausfordernde Formulierung des Themas da und dort bei Evangelischen Verwunderung, ja Bestürzung hervorgerufen. Wir dürfen nicht vergessen, dass der katholische Beichtiger ein Mensch ist, dem nicht nur, wie einem irdischen Richter, Macht über vergängliches Leben und vergänglichem Tod, sondern über Leben und Tod in alle Ewigkeit in die Hand gegeben ist; dazu kommt das Heilsmonopol, dazu das Obligatorium der Beichte, dazu die gelegentliche Inanspruchnahme weltlicher Faustgewalt, wo immer die örtlichen Verhältnisse das ermöglichen — diese ganze Zusammenballung zeitlicher und ewiger Machtfülle, die sich im katholischen Beichtstuhl konzentriert, ist es ja, was Rom uns Evangelischen schlechthin unheimlich macht. Der Beichtstuhl als wichtigste Position des römisch-katholischen Beherrschungsapparates, Beichte als oft und oft angewendetes Macht- und Druckmittel, ist nun einmal der Inbegriff dessen, was uns an Rom immer neu wieder nur entsetzen kann. Menschen als Inhaber einer derartigen, nicht nur zeitlichen, sondern nun auch noch ewigen Verfügungsgewalt erfüllen uns

mit kaltem Grauen. Ein Beichtvater als Funktionär einer unfehlbaren Kirche und als Verwalter des Heilsmonopols über Himmel und Hölle ist und bleibt eine römisch-katholische Figur und kann nie, solange es ein Evangelium und eine evangelische Kirche gibt, eine evangelische Figur werden. Denkt man gar an die Rolle, welche die römisch-katholische Beichtpraxis in Verbindung mit dem politischen Katholizismus jederzeit zu spielen imstand ist, dann fragt man sich allen Ernstes, ob es überhaupt richtig war, einen derart erblich belasteten Begriff evangelischerseits zu übernehmen und zu gebrauchen. So ist das, was in der römisch-katholischen Kirche unter Beichte verstanden und ausgeübt wird, einer der bleibenden Trennungsstriche zwischen den Kirchen. Das vorab, um etwelchen unnötigen Besorgnissen hier, und ebenso voreiligen Hoffnungen dort, die Spitze abzubrechen. Und nun zur Sache selbst.

Wenn unter uns Kindern in der katholischen Diaspora einmal, es geschah aus begreiflichen Gründen selten, ein kleiner Konfessionskrieg ausbrach, dann pfl egten uns unsere katholischen Kameraden damit abzutun, dass wir Evangelische ja nicht einmal unsere Sünden beichten könnten, wir seien also gar keine Christen und kämen in die Hölle. Umgekehrt gaben wir ihnen zurück, damit, dass sie ihre Sünden ihrem Pfarrer sagen, seien sie ihnen noch lange nicht vergeben, denn kein Mensch, nur Gott könne Sünden vergeben. Welche Partei hatte recht? An der Bibel gemessen — und diese allein ist uns massgebend — keine von beiden. Wir lehnen die katholische Beichte nach Theorie und Praxis ja auch gar nicht aus dem Grund ab, weil ein Christ dem andern die Sünde nicht vergeben könnte, sondern weil es eine verhängnisvolle Täuschung ist, zu meinen oder auch nur den Anschein zu erwecken, als wäre das Aufzählen aller Sünden, die man in Gedanken, Neigungen, Worten und Werken begangen hat, überhaupt möglich. Die Bibel ist da anderer Meinung: «Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe

mir auch die verborgenen Fehle!» (Ps. 19). «So du willst, Herr, Sünden zurechnen, Herr, wer wird bestehen?» (Ps. 130). «Ihrer ist mehr denn Haare auf meinem Haupt» (Ps. 40 u. 69). Wer kann seine Haare zählen und einzeln benennen? Die beichtfähige Sünde, der Sündenanteil, den ein Beichtvater und ein Beichtkind zu erkennen vermögen, ist verhältnismässig winzig klein im Vergleich zur allgemeinen Sündenmenge jedes Menschen. Die auf zählbaren und kontrollierbaren Einzelsünden, die der Ohren- und Einzelbeichte überhaupt zugänglich sind, machen nur einen kleinen Prozentsatz der menschlichen Sündhaftigkeit aus. Das breite Feld der allgemeinen, der Gott, dem Herzenskündiger, allein erkennbaren Sündhaftigkeit aber ist dem menschlichen Zugriff nicht zugänglich. Die Gefahr ist gross, ja, sie ist bei sorgfältigster Beichtpraxis unvermeidlich, dass beim Beichten die Illusion entsteht, durchs Bekennen und durch die Absolution einzelner Sünden im Beichtstuhl sei die Sache in Ordnung. So ist alles Beichten und alles Beichte-Hören weitgehendes Stückwerk, und es ist darum nicht gut, den Schein zu erwecken, als wäre schon Beichte das, was nur Gott allein sein und geben kann. Darum hat uns Christus in den «Beichtstuhl» des Unservaters gewiesen, wenn er uns schlicht beten lehrt: «Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.» Darum hat Luther mit Recht zwar nicht das Beichten, aber den römisch-katholischen *Beichtzwang* abgeschafft. Darum sagt Calvin mit Recht: «An der Ohrenbeichte missbilligen wir jene Vorschrift von Papst Innozenz (Laterankonzil 1215), die befiehlt, dass ein jeder jährlich seinem Priester eigens alle Sünden aufzählen muss.» Wie gefährlich auch nur der Schein der Täuschung ist, als wäre das Beichten schon ein Erledigen der Sünde oder gar ein Fertigwerden mit ihr, zeigt uns eine kleine Geschichte, die wir dem Dokumentenband zum Kirchentag entnehmen. Sie ist bezeichnend für die Ansicht, die in der nichtrömischen Welt auf Grund bitterer Erfahrungen mit

Beichtkindern weithin verbreitet ist. Ein russischer Bischof will in seinem Missionseifer einen sibirischen Heiden dazu drängen, sich taufen zu lassen. Dieser aber lehnt ab. Es entspinnt sich zwischen dem Bischof und dem Heiden folgendes kurzes Gespräch:

Heide: «Einem Getauften kann man nicht glauben.» Bischof: «Was lügst du da, du dummer Wilder! warum kann man keinem Getauften glauben? Ist denn ein Getaufter schlechter als ein Götzenanbeter? Warum kann man ihm denn nicht glauben?»

Heide: «Darum, weil ihm der Pope die Sünde vergibt.»

Bischof: «Was ist denn daran Schlechtes? Ist es etwa besser, ohne Vergebung zu bleiben?»

Heide: «Wie kann man ohne Vergebung bleiben? Das geht nicht, man muss um Vergebung bitten.»

Bischof: «Nun, dann verstehe ich dich nicht. Wovon sprichst du?»

Heide: «So sage ich: Der Getaufte stiehlt, sagt's dem Popen, und der Pope verzeiht ihm. Durch das wird er bei den Leuten falsch.»

Bischof: «Wie soll es denn nach eurer Meinung zugehen?»

Heide: «So: Bei wem du gestohlen hast, dem bring's zurück, und bitte, dass er verzeiht. Wenn der Mensch verzeiht, verzeiht auch Gott.» (Ljesskow: «Am Rande der Welt», S. 48, Bertelsmann.)

Wenn wir auch wissen, dass Verzeihen und Wiedergutmachen zweierlei ist und dass es mit beidem nicht immer so simpel zugeht, wie es sich dieser Heide mit seinem Idealbeispiel von Diebereien kleiner Schelme vorstellt, so zeigt doch dieses kleine Gespräch die verheerenden Folgen des Scheins, der dadurch erweckt wird, als wäre mit dem

menschlichen Tun des Beichtens und des Beichte-Abnehmens schon alles in Ordnung.

Aber, fragen wir weiter: «Wie soll denn das Sündenvergeben nach unserer, d. h. nach evangelischer Meinung zugehen?» Überhaupt nicht nach unserer Meinung! Über Vergebung der Sünden haben nicht wir Menschen, seien wir katholisch oder evangelisch, zu entscheiden. Darüber hat Gott damals entschieden, als er Christus ans Kreuz gehen liess. Am Kreuz ist die Sünde gesühnt. Kein menschliches Wiedergutmachen begangener Gemeinheiten kann sühnen. Wenn ich alles hergäbe, wenn ich Selbstmord beginge, wäre das eine bemitleidenswerte Verzweiflungstat, aber niemals Sühne. Ewiges kann nur durch den Ewigen, nur durch den am Kreuz, gesühnt werden. Seit dem Sühnetod Christi am Kreuz gibt es einen Ort, an dem der Mensch seine Sünde niederlegen darf. Das kann kein selbst gewählter Ort sein. Man kann Sünde vergessen, verdrängen, in der Schublade einschliessen, in der Erde verlocken, im Meer versenken, an all diesen Orten kann die Sünde nicht zur Ruhe kommen, sie läuft uns nach. Nur an dem von Gott selber uns verordneten und zubereiteten Ort bleibt die Sünde, wenn wir sie hinlegen, und das ist das Kreuz Christi. Dort ist Zugang, Zuflucht und Geborgenheit. Man sagt, ein Kind brauche Geborgenheit. Wenn ihm diese in seiner Jugend fehle, gehe es ihm seiner Lebtage nach. Auch wir grossen Kinder brauchen Geborgenheit. Ohne sie bleiben wir unstedt und friedlos. Wir alle brauchen einen Ort, wo wir den schmerzenden Kopf hinlegen können wie einst als Kind bei der Mutter. Das Kreuz Christi ist Geborgenheit.

Aber nun hat Christus, der allein Sünde sühnen und vergeben kann, an drei Stellen die Weitergabe und Weitervermittlung dieser Vergebung seinen Jüngern, also Menschen, übertragen: «Nehmet hin den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten» (Joh. 20). Ferner:

«Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein» (Matth. 18,18). Fast im gleichen Wortlaut sagt es Christus dem Petrus zuhanden aller übrigen Jünger (Matth. 16). Wie geschieht nun dieses Binden und Lösen, dieses Erlassen und Behalten? Durch das, was Menschen mit dem römischen Beichtinstitut daraus gemacht haben? Christus verordnet es anders. Er hinterlässt seiner Gemeinde dreierlei: sein Wort, sein Sakrament in Taufe und Nachtstuhl und die Verheissung des Heiligen Geistes. In der Verkündigung des Worts, in der Darbietung von Taufe und Nachtstuhl soll und darf die Vermittlung der Vergebung an die Gemeinde sich ereignen. Es ist keinen Augenblick zu bezweifeln, dass im persönlichen Umgang mit Gottes Wort und in der Sonntagspredigt anhaltend Vergebung, Freisprechung von Sünde, Erlassen und Behalten, Binden und Lösen sich ereignet. Wo und wieweit das geschieht oder ausbleibt, vermag ausser dem Allwissenden niemand zu kontrollieren. Daraus eine, menschlicher Gerichtsbarkeit ähnelnde, geistliche Rechtsprechung und ständige Institution zu machen, ist eigenmächtige Grenzüberschreitung. Es geht hier um nichts Geringeres als um die Freiheit der Gnade Gottes. So sagt es in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift die «Zweite Helvetische Konfession» von 1566, das allen reformierten Kirchen gemeinsame Glaubensbekenntnis, wenn es darin heisst: «Wir glauben, dass dieses offene Sündenbekenntnis genüge, das vor Gott allein abgelegt wird, sei es im stillen zwischen Gott und dem Sünder, sei es öffentlich in der Kirche, wo das allgemeine Sündenbekenntnis gesprochen wird, und dass es zur Erlangung der Sündenvergebung nicht nötig sei, dass jemand seine Sünden dem Priester beichte.» Ferner: «Wir glauben nicht, dass die Lossprechung wirksamer sei, wenn sie jemandem ins Ohr geflüstert wird. Doch halten wir dafür, dass die Vergebung der Sünden durch das Blut Jesu den Menschen

eifrig verkündet werden muss und die einzelnen ermahnt werden sollen, dass die Sündenvergebung sie selbst angeht.» Und schliesslich: «Die Diener der Kirche sprechen dann rechtmässig und wirksam von Sünden frei, wenn sie das Evangelium Christi und in ihm die Sündenvergebung predigen, die jedem einzelnen Gläubigen verheissen wird.»

Damit stehen wir nun allerdings vor der eigentlichen Not, vor dem wirklichen Versäumnis, ja wir zögern nicht zu sagen, vor der grossen, übergrossen Schuld der evangelischen Christenheit. Diese Schuld der evangelischen Kirche ist nicht in der fehlenden Beichteinrichtung, sondern in der Verkündigung, in der Predigt, zu suchen. Die evangelische Kirche ist in ihrem eigentlichen Bereich, in bezug auf die ihr in besonderer Weise anvertraute Gnadengabe, in der Wortverkündigung, untreu geworden. Der evangelische Gottesdienst ist lange Zeit und weithin zu einem freudlosen Lehrvortrag, wenn nicht gar zu einer christuslosen Moralpredigt heruntergekommen. Unser Predigtgang wurde damit des evangelischen Salzgehaltes beraubt und hat seinen besonderen Glanz verloren. Das Nachtmahl aber, diesen göttlichen Festakt ohne gleichen, haben wir zu einer feierlich tödlichen Rarität gemacht. Die wenigen Male, da wir es das Jahr hindurch anbieten, haben wir es obendrein erst noch zum blossen Anhängsel der Predigt degradiert. Hier, in der Entleerung evangelischer Predigt und in der Vernachlässigung evangelischer Nachtmahlsfeier, liegt der eigentliche Schaden, den so viele Gemeindeglieder mehr oder weniger bewusst empfinden. Hier ist in unseren Reihen eine Mangelkrankheit ausgebrochen, die nicht wenige davon befallene evangelische Christen dazu verleitet, die Beichte nach römischem Muster als falsche Hilfe herbeizusehen. Dieser Notschrei wird verstummen, sobald die evangelische Predigt wieder ist, was sie sein darf, und sobald das Nachtmahlsfest wieder in seinem herrlichen Ernst und in seiner heiligen Freude gefeiert wird. Und nun noch ein Letztes. Oft wird zugunsten der

Einzelbeichte das Argument beigebracht, es sei eben leichter, seine allgemeine Sündhaftigkeit zuzugestehen, als eine konkrete Einzelsünde wirklich zu bekennen. Umgekehrt sei es schwerer, eine Sünde vor einem Menschen zu bekennen als nur (!) vor Gott. Von dieser Argumentation müssen wir entschieden abrücken. Man befindet sich damit bereits auf dem Glatteis der verdienstlichen Werke, der frommen Leistung und bewegt sich somit schon in der Richtung, die von der Frohbotschaft wegführt. Es ist aber ein ganz anderer, viel besserer Grund, der die evangelische Kirche nicht erst heute, sondern seit ihren Anfängen veranlasst, bei aller entschiedenen Abkehr vom römisch-katholischen Beichtinstitut nun doch die *Möglichkeit* evangelischen Beichtens zu bejahen. Es gibt im Leben jedes Christenmenschen einzelne persönliche Schuldprobleme, die gebieterisch nach brüderlicher Aussprache, nach der Hilfe des Bruders verlangen. So gibt es im Leben jedes Christen Momente und Umstände, da er nach einer Aussprachemöglichkeit, nach Seelsorge hungert. Es sind vor allem die Angefochtenen, die es nicht ohne Seelsorge aushalten. Kein Geringerer als Martin Luther hat zu diesen Angefochtenen gehört. Darum hat er evangelische Beichte als *Möglichkeit* beibehalten. Er selber hat bis an sein Lebensende an der Freiheit, einen persönlichen Beichtvater zu haben, festgehalten. In deutlicher Bezugnahme auf seine zur schweren Anfechtung neigende Eigenart schreibt Luther: «Ich weiss, was Trost und Stärke sie (diese evangelische Beichte!) mir gegeben hat; es weiss niemand, was sie vermag, denn wer mit dem Teufel oft und viel gefochten hat. Ja, ich wäre längst vom Teufel erwürgt, wenn mich nicht die Beichte erhalten hätte» (zit. nach Dokumentenband zum Kirchentag). In gleicher Richtung weist die reformierte Bekenntnisschrift, wenn sie im Anschluss an das Jakobuswort «so bekennet nun einander eure Sünden» (Jak. 5,16) die Einzelbeichte als *Möglichkeit* immerhin bejaht: «Wenn aber jemand, von der Last seiner Sünden und von verwirrenden

Anfechtungen bedrückt, unter vier Augen bei einem Diener der Kirche oder bei einem anderen Bruder, der im Wort Gottes wohl gegründet ist, Rat, Weisheit und Trost holen will, haben wir nichts dagegen einzuwenden» (Zweite Helvetische Konfession). Man bedenke, wie hilfreich solche Einzelaussprache, sagen wir einmal im Blick auf die Verhütung von Selbstmord, sein könnte!

Damit aber stossen wir auf eine zweite Not, Versäumnis, ja Schuld der evangelischen Christenheit: die Grossgemeinde. Die evangelische Einzelseelsorge ist derart minimal geworden, dass nur noch ein bisschen weniger nichts mehr wäre. Der evangelische Geistliche ist im Bewusstsein des Gemeindevolkes ein Mann wie viele andere Männer unserer Generation geworden: einer, der wohl eine Uhr besitzt, aber dafür keine Zeit. Die Grossgemeinde ist einer der Gründe, warum 80% der Gemeindeglieder, die einem evangelischen Pfarrer telefonieren oder ihm schreiben oder an seine Tür klopfen, mit der entsetzlichen Einleitung beginnen: «Ich weiss, dass Sie fast nicht Zeit haben», «ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht in Anspruch nehmen.» Da erhebt sich gebieterisch die Frage, wie lange wir, Synodale, Kirchgemeinderäte, Pfarrer und Gemeindeglieder, es noch verantworten wollen, einem einzelnen Geistlichen Seelsorgebezirke von über tausend Seelen aufzulegen. In diesem Punkt müssten wir vom «älteren Bruder» lernen. Rom weiss nämlich ganz genau, dass Einzelseelsorge nur möglich ist an Gemeinden, deren Seelenzahl eine dreistellige Ziffer nicht überschreitet. Dass wir Evangelische immer noch dergleichen tun, als könnte man Gemeinden mit vierstelligen Seelenzahlen «bewältigen», ist mehr als fahrlässig. Fahrlässige Tötung ist vor dem weltlichen Gericht strafbar; für fahrlässiges Verkommenlassen der Seelen werden wir, wir Evangelische vorab, uns am jüngsten Tag zu verantworten haben.

Diese Ausführungen sind die Antwort auf einen Brief, der mir im Zusammenhang mit der durch den Deutschen

Evangelischen Kirchentag ausgelöstes Diskussion über evangelische Beichte zugesandt wurde. Da er die Probleme, wie ein nachdenkliches Gemeindeglied sie in aller Schärfe empfindet, herausstellt und zusammenfasst, sei er hier mit Erlaubnis der Schreiberin veröffentlicht.

«Wenn auch die Beichte wegen viel katholischen Missbrauchs für uns ein Nebengerüchlein hat, so erachte ich doch ihr Fehlen in unserer lieben Kirche als Verlust. Wird die Beichte bei uns Platz finden für den, der sie wünscht, aber ohne Zwang, entsteht damit eine neue und stärkere Bindung an die Kirche. Allerdings brauchte es dazu Voraussetzungen, die uns weitgehend verloren gegangen sind.

1. Müssen wir schon als Kinder zu einem neuen, zu jenem für die Beichte so wichtigen und nötigen Vertrauen zur Person und zum Amt des Pfarrers erzogen werden. Dieses ist bei uns wie aus der Mode gekommen. Es ist, wie wenn es zu einem evangelischen Pfarrer gehörte, zum vornherein unbeliebt zu sein.

2. Wie soll aber ein Pfarrer mit 3 - 4000 Seelen durch persönlichen Kontakt diese Voraussetzung schaffen? Unmöglich!

3. Dann brauchen wir Seelsorger, die selbst der Seelsorge bedürfen, die selber beichten. Zum Beichtvater-Sein gehört eben vor allem, dass dieser sich selbst unter den Schutz des Blutes Jesu stellt, damit nichts vom Schmutz am Hörenden hängen bleibt. Darum ein energisches Nein zum öffentlichen Bekennen von Einzelsünden. Angehörte Beichte gehört unter Kreuz, sonst an keinen anderen Ort.

4. Wir müssen versichert sein, dass die Pfarrfrau ohne Einblick in das Beichtgeheimnis bleibt.

5. Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, zu meinen, als sei das Bekennen an sich, abgesehen vom Opfertod Christi,

schon Sündenvergebung. Was die Beichte zur Beichte macht, ist Christi Erlösertat am Kreuz.

6. Gemeinschaften und Sekten kennen sehr häufig infolge der Übersichtlichkeit ihrer kleineren Kreise das persönliche Bekennen der Sünde. Ob nicht oft deswegen treue Kirchgänger sich dort anschliessen?

7. Man liest etwa, dass der Prozentsatz der Selbstmorde unter den Katholiken kleiner sei als unter den Evangelischen. Wenn wir bei ersteren wegen Fegfeuerangst usw. allerlei Abzüge rechnen, so glaube ich doch, dass die Wohltat des Beichtens vor Verzweiflungstaten einen gewissen Schutz bieten könnte.»

So weit der Brief. Er soll uns anregen, das durch den Kirchentag nun einmal aufgegriffene Problem evangelischen Beichtens so unverdrossen und so aufbauend kritisch wie möglich weiter zu verfolgen und, will's Gott, einer Lösung entgegenzufördern. Diese Lösung liegt, wie wir gesehen haben, vorab in der dringlich nötigen Erneuerung des evangelischen Gottesdienstes. In der Erkenntnis, dass «der Glaube aus der Predigt kommt», erwarten wir dies grosse Wunder vom Wort Gottes her. Pfarrer, die nicht mehr Moralprediger, sondern Boten der Frohbotschaft wären, gewännen dadurch wieder das Vertrauen ihrer Gemeindeglieder. Das will freilich nicht sagen, dass wir die Hilfe von einem weiteren Ausbau der Pfarrerkirche oder gar von einer Klerikalisierung der christlichen Gemeinde erwarten, ist es doch nicht der Pfarrer, der die Gemeinde trägt, es sind die Gemeinden, die ihre Prediger tragen. Die vornehmste der aus der Erneuerung des Wortes reifenden Früchte ist das Erwachen der Gemeindeglieder, ein Erwachen zur Verantwortung für den Bruder. Wo Verkleinerung der Kirchengemeinde und des Seelsorgebezirkes, wie zu befürchten ist, auf sich warten lässt, da braucht die Hilfe trotzdem nicht auszubleiben; ein Erwachen der kirchlichen Laienwelt kann die Zahl der zwar nicht

beamteten, aber vom Heiligen Geist ausgerüsteten Laienseelsorger verzehn- und verhundertfachen. Jedes Gemeindeglied, das unterm Wort und an Gottes Tisch das Wunder des Erlassens und Behaltens, des Bindens und des LöSENS wirklich erfahren hat, wird anfangen, diese köstlichste aller Gaben in der Zucht des Heiligen Geistes weiterzugeben. Eines steht jedenfalls fest: Gemeinde, die zur Verantwortung erwacht, wird für ihre angefochtenen Glieder Zeit und Liebe haben. Die Zahl der Menschen, die einen Bruder brauchen, der sich für sie einsetzt, ist gross und wird von Tag zu Tag grösser. Der schlichte Laie, der im kleinen und kleinsten Kreis — und warum soll das nicht der Familienkreis oder der Arbeitsplatz sein! — den Bruder in der Anfechtung hegt und trägt, wird zur Lösung des evangelischen Beichtproblems den entscheidenden Beitrag leisten.

Vom lieben Jüngsten Tag

Der Direktor einer landwirtschaftlichen Schule, nach seiner Meinung über die heutige Jugend gefragt, gab zur Antwort, das sei die gleiche lernbegierige, arbeitsame, unverwüsthliche Jugend wie diejenige, die er vor vier und fünf Jahrzehnten schon vor Augen gehabt habe; was den Alkoholgenuss anbetreffe, stehe es heute sogar besser mit ihr. Nach einer Pause des Schweigens aber fügte er hinzu, nur in einer einzigen Hinsicht, scheine ihm, sei heute ein merklicher Rückgang zu verzeichnen: Der Sinn für Verantwortung den Sachen, den Tieren und den Menschen gegenüber nehme von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zusehends ab. Wir haben Grund, solch eine Randbemerkung eines alten Praktikers nicht zu überhören. Gerechterweise müsste man freilich hinzu fügen, da diese Jugend ja nicht auf den Bäumen des Waldes gewachsen sei, sondern in unseren Familien, Schulen und Werkstätten, handle es sich hier um eine Erscheinung, die alt und jung angehe. Mangelnder Sinn für Verantwortung den Sachen, den Tieren und den Menschen gegenüber, das ist offenbar ein Kennzeichen unseres ganzen Geschlechts.

Wer hier ernstlich auf Abhilfe sinnt, wer guten Willens ist, diesem Geschlecht den verlorenen Sinn für Verantwortung wieder einzupflanzen, so wie man abgeholzte Waldungen mühsam wieder anpflanzt, der wird sich zunächst überlegen müssen, wie denn überhaupt Sinn für Verantwortung entstehe. Je nachdem die Antwort auf diese Vorfrage lautet, werden die Massnahmen ausfallen, die da allenfalls zu treffen sind. Die Antwort aber lautet schlicht: Verantwortung entsteht aus dem Glauben an Gott. Nur wer Verantwortlichkeit einer letzten Instanz gegenüber kennt, wird vorletzten Instanzen gegenüber verantwortlich sein können. Gott fragt schon Kain: «Wo ist dein Bruder?» Gott fragt schon Adam: «Wo bist du?» Und Kain und Adam müssen antworten, müssen sich ver-antworten. Es ist mit unserem menschlichen

Gemeinschaftsleben, das auf Verantwortung aufgebaut ist, wie mit Mutters Strickarbeit, deren Maschen durch die Nadel zusammengehalten werden. Reisst ihr ein Kind unbedacht oder mutwillig die Nadel heraus, dann verliert das ganze Gewebe den Halt, die Maschen fallen herunter, und es gibt ein «Ghürsch». So ist der Gottesglaube die Nadel, die das ganze Gewebe der menschlichen Gemeinschaft zusammenhält. Dies Geschlecht, und nicht erst dieses, hat aus lauter Unverstand und Mutwillen «die Nadel herausgezogen» und damit verloren, «was die Welt im Innersten zusammenhält». Verantwortung den Sachen, den Tieren und Menschen gegenüber entsteht aus dem Glauben an Gott. Es ist nötig, diese Aussage noch präziser zu formulieren: Verantwortung entsteht aus dem Glauben an einen richtenden Gott, aus der Gottesfurcht. Der Weisheit Anfang ist die Gottesfurcht. Dies Geschlecht muss wieder lernen, an *den* Gott zu glauben, der Gutes lohnt und Böses bestraft, der zeitliche Gerichte verhängt und der das ewige, das Jüngste Gericht halten wird. Verantwortung entsteht aus dem Glauben ans Jüngste Gericht, das Matthäus im 25. Kapitel in klassischer Weise beschreibt: Des Menschen Sohn wird kommen in den Wolken des Himmels. Es werden vor ihm alle Völker versammelt werden, und er wird sie scheiden, so wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, zur Rechten die einen, die anderen zur Linken, die Verfluchten werden in die ewige Pein gewiesen, die Gesegneten aber ins ewige Leben. Der Massstab aber, sozusagen der «Paragraph», nach dem dann Gericht gehalten wird, wird eben der Sinn für Verantwortung sein, den einer gehabt oder auch nicht gehabt hat. Aber nun fragen wir sofort weiter: Sinn für *welche* Verantwortung? Unter Verantwortung kann man schliesslich vieles, alles oder nichts verstehen. Es wird zuletzt nicht nach einem allgemeinen Verantwortungsbewusstsein im Sinne einer blutleeren, allseitigen Gerechtigkeit, etwa nach dem Grundsatz «Jedem das Seine», gefragt werden. Es wird im Jüngsten Gericht

auch nicht nach jener Verantwortung gefragt werden, die dem natürlichen Menschen noch am meisten entspricht, indem man denen gegenüber, die mächtig sind und deren Stirnrunzeln man sowieso fürchten muss, schon aus Berechnung und Eigennutz sich verantwortlich benimmt. Da, in der Verantwortung nach oben, da pflegen wir zu vibrieren vor Dienstbeflissenheit und zu schlottern vor Verantwortung. Der Volksmund nennt diese Verantwortungsbereitschaft nach oben derb, aber wissend und wahr «Radfahrergesinnung»: man buckelt nach oben und strampelt nach unten. Am Jüngsten Tag wird Christus uns fragen nach der Verantwortung, die einer nach *unten* hatte, den Hungrigen, den Dürstenden, den Kranken und Krüppeln, den wehrlosen Gefangenen und den rechtlosen Emigranten gegenüber. Freilich lehrt Christus auch nicht etwa den umgekehrten «Radfahrer», dass man nach unten buckelt und nach oben strampelt. Aber er stellt in diesem Gleichnis vom Jüngsten Gericht ein für allemal eine Reihenfolge auf, die niemand ungestraft verändert: Zuerst und vorab verlangt er Sinn für Verantwortung nach unten und dann, an zweiter Stelle, auch nach oben. So ist das Gleichnis vom Jüngsten Gericht wohl das sozialrevolutionärste Wort der Weltliteratur. Und es ist mehr als das. Es verkündet nicht eines Menschen, und hiesse er Marx oder Lenin, sondern es proklamiert Gottes heilige Parteinahme für die Geringen. Gott ist parteiisch fürs Kleine und Verlorene. Gott ist so parteiisch, wie es unsere Mutter war: Wenn sie jeweilen wegging, dann schärfte sie nicht dem Jüngsten Verantwortung für die älteren Geschwister ein, sondern dem Ältesten übergab sie die Verantwortung für die Kleinen. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel verlangt. Dass der Geringe Gott zum Anwalt hat und dass dieser Anwalt über alles zu fürchten ist, hat einem Mann wie Heinrich Pestalozzi zeitlebens das Herz erbeben lassen. Und Goethe hat sachlich richtig gesehen, wenn er die Ehrfurcht vor dem,

was *unter* uns ist, als für das Christentum charakteristisch bezeichnet.

Wer aber wird, nach diesem «Paraphrasen» beurteilt, im Jüngsten Gericht bestehen? Das Gleichnis redet von zwei Kontrollen, die am Jüngsten Tag passiert werden müssen. Bei der ersten wird es sich um die Frage handeln, was wir «einem dieser Geringsten» *getan* haben. Es wäre seltsam, wenn es einen Menschen gäbe, der dann nicht einiges, vielleicht sogar recht vieles, das er an geringen Brüdern getan hat, vorzuweisen hätte. Aber anders steht es um die zweite Kontrolle, wo dann gefragt werden wird nach dem, was wir *nicht* getan haben, nach Versäumnissen und Unterlassungen. «Wer da weiss, Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde.» Man möchte schon den Menschen sehen, der von sich zu behaupten wagte, er werde einst in dieser zweiten Kontrolle bestehen können.

Von hier aus begreift man die Höllenangst, welche die Christenheit des Mittelalters beherrschte. Die ehrliche Erkenntnis, dass man den Anforderungen des Jüngsten Tages nicht genügt, ist es, die einen diesen Tag fürchten lässt. Aus dieser Angst heraus wurde jener populäre Hymnus des Thomas von Celano mit all den vielen Strophen in den Gässchen und auf den Plätzen mittelalterlicher Städte gesungen: «Dies irae, dies illa», «Tag des Zorns, Tag voller Grauen». Diese Erkenntnis hat einem Dante die Feder geführt, wenn er die Qualen des Fegefeuers und der Hölle besser schilderte als die Freuden des Himmels. Diese Erkenntnis hat einen Michelangelo bewegt, als er jene gewaltige Wand der Sixtina zu bemalen hatte. Nicht umsonst wurden die Hauptportale der mittelalterlichen Dome ausgeschmückt mit Szenen aus dem Jüngsten Gericht. Was die grössten Geister des Mittelalters beschäftigte, wenn sie der Seelenstimmung ihrer Zeit Ausdruck und Gestalt verliehen, das war immer wieder die Angst vor dem Jüngsten Tag. Dieser mittelalterliche Mensch aber, der vor der Hölle zittert, hat Sinn für

Verantwortung den Sachen, den Tieren und den Menschen gegenüber, und darum hat er Ordnung und Kultur. Er hat die «Stricknadel nicht herausgerissen», hat nicht verlacht und verhöhnt, was die Welt zusammenhält. Sein Fundament und Ankergrund war der Gottesglaube, und seiner Weisheit Anfang war die Gottesfurcht. Ja, wir stehen nicht an zu sagen, wer auch heute noch das Zittern vor dem Jüngsten Tag nicht kennt, weiss nicht, was Christ sein heisst.

Diese mittelalterliche Verantwortung aber hat ein Manko: Und das ist der Zwang, die Gewalt, die Unfreiheit. Hinter ihr steht eine Kirche, die in der Vermittlung des ewigen Heils Monopolstellung beansprucht; Monopolstellung aber heisst immer Monopolzwang. Diese Kirche macht den Totalitätsanspruch Gottes zu ihrem eigenen Totalitätsanspruch und errichtet damit ein totalitäres System, dem gegenüber jedes andere totalitäre System ein Kinderspiel ist. Von einer Kirche aus aber, die nicht nur zeitliche, sondern ewige Konzentrationslager und ewige Folterkammern zur Verfügung hat, geht ein Terror aus, der jeden anderen Terror der Erde weit übertrifft. Durch den hierarchischen Aufbau dieser Kirche aber steht ein Beherrschungsapparat in Kraft, dem gegenüber jeder andere denkbare Beherrschungsapparat ein lächerliches Spielzeug ist. Durch die monarchische Spitze und durch den ganzen monarchischen Aufbau dieser Kirche aber wird jene heilige Reihenfolge der Verantwortung, die Christus aufgestellt hat, tatsächlich immer wieder umgekehrt, so dass der mittelalterliche Mensch geprägt und gezeichnet ist durch seine einseitig betonte Verantwortung den «gnädigen Herren und Oberen» gegenüber. Wohl wird die Verantwortung nach unten almosnerisch geübt, aber sie kommt doch immer wieder an zweiter Stelle, hinkt doch immer wieder hintendrein. Das Zittern vor den Oberen in Kirche und Welt ist die Milch, die dieser Mensch trinkt, die Luft, die er atmet.

Diese mittelalterliche Unfreiheit des Christentums musste gebrochen und überwunden werden. Das aber konnte nur

geschehen durch Überwindung der Höllenangst, dieser gefährlichsten und verheerendsten aller Ängste, sobald Menschen sich ihrer bedienen, um ihre Mitmenschen damit zu knechten. Nun aber gibt es zwei Wege, die Höllenangst, und damit den Geist der Knechtschaft, zu überwinden: einen schlechten und einen guten Weg. Der eine ist der Weg des Unglaubens, es ist darum auch der Weg der Zerstörung alles Verantwortungsbewusstseins und der schliesslichen Auflösung der menschlichen Gemeinschaft überhaupt. Das ist der Weg, der in der Renaissance sichtbar wurde, der in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts seine Fortsetzung fand, der im Liberalismus des 19. Jahrhunderts teilweise beschritten wurde und der im Nihilismus des 20. Jahrhunderts sich vielleicht totlaufen muss. Ein kokett gottloses Geschlecht lächelt und spöttelt so lange in jeder Sekundarschule über die jenseitige Hölle, bis dass es schliesslich in einer diesseitigen Hölle wie «in seiner eigenen Sauce schmoren muss».

Es gibt aber auch eine *gläubige* Überwindung der Höllenangst und der damit immer wieder verbundenen Knechtschaft. Diese gute Überwindung des Mittelalters ist freilich keines Menschen Werk. Es brauchte Gott selber, um die Angst vor Gott zu überwinden. Und sie ist von Gott tatsächlich überwunden worden durch die Sendung Christi. Der zuletzt wiederkommen wird, war schon einmal da. Der Richter des Jüngsten Gerichts war damals da in der Gestalt des Hingerichteten. Der zuletzt sagen wird «ihr Verfluchten», hing selber am Fluchholz und trug den ganzen Fluch. Der zuletzt sagen wird «weicht von mir», nahm selber die ganze Gottesferne und Gottverlassenheit auf sich. In Gethsemane wird die Höllenangst ausgetrunken bis zum letzten bitteren Rest, am Kreuz wird die Hölle durchgestanden, da ist «äusserste Finsternis». Wer das glaubt, für den ist alle Höllenangst überwunden, der geht «getrost und erhobenen Hauptes» jenem Tag entgegen, und der darf nun tatsächlich reden, was, abgesehen vom Kreuz, eine Lästerung wäre, vom «lieben

Jüngsten Tag». So gibt es neben dem gottlosen nun tatsächlich ein gläubiges Lachen über den Teufel und über diejenigen, die den Teufel an die Wand malen und die Höllenangst zur Einschüchterung der Menschen benutzen. Es ist der Beitrag und die bleibende Bedeutung der Reformation, diese gläubige Überwindung der Höllenangst neu entdeckt zu haben. Das Heil kommt allein aus dem Glauben an Christus, und Christus allein kann es geben und nehmen. Seine Gnade ist frei. Wem er gnädig ist, dem ist er gnädig. Dieser Gläubige aber, den Christus frei macht von der Hölle, ist recht frei. Er ist so frei, dass ihn die Dankbarkeit lebenslang und täglich an Christus, den Befreier, bindet. Was der Mensch einst im Mittelalter, von der Höllenangst gepeitscht, tat, das tut der nachreformatorische Christ, bewegt durch die Anhänglichkeit zu Christus. Einst schreckte ihn die zeitliche und ewige Strafandrohung, jetzt bewegen ihn Freude und Dank. Die Freiheit, die Christus schenkt, ist die Freiwilligkeit.

Aber ist das nicht eine gefährliche Botschaft? Könnte dadurch nun nicht wieder und noch einmal der Sinn für Verantwortung gefährdet werden? Hat der Mensch nicht die Peitsche der Höllenangst einfach nötig, um sich seiner Verantwortung immer neu bewusst zu werden? Gewiss, «periculosissimum evangelium», sehr gefährliches Evangelium; jeder Wicht kann es missbrauchen. Die Gefahr des Missbrauchs aber darf uns nicht hindern, den rechten Gebrauch davon zu machen. Die Peitsche der Höllenangst hat höchstens der nötig, der nicht durch das täglich neue Geschenk der Begnadigung anhänglich und Christus persönlich verpflichtet ist. Aber, fragen wir noch einmal: Ist nicht die Peitsche der Höllenangst zum mindesten erzieherisch richtiger und wirksamer als das Butterbrot des Evangeliums? Da glauben wir, dass evangelische Freiwilligkeit auf die Dauer wirksamer und leistungsfähiger ist als aller knechtische Zwang. Die Freude über den geöffneten Himmel ist letztlich sozial

leistungsfähiger als alle Angst vor der geöffneten Hölle. Wir dürfen dieser rechten, von Christus geschenkten Freiheit in der Verantwortung unvergleichlich mehr zutrauen als aller Scheinheiligkeit des Gottlosentums, aber auch mehr als aller Zwangsautorität einer Kirche.

Zeichen können zwar trügen; aber immerhin auf ein solches Zeichen sei in aller hier gebotenen Zurückhaltung schliesslich hingewiesen. Wir wissen, welche ungetreue Verwalter des reformatorischen Erbes wir sind und wie wenig Grund zu konfessioneller Überheblichkeit wir hier haben. Aber die reformatorische Botschaft selber hat sich als treuer erwiesen denn ihre ungetreuen Kinder und Erben. Wo immer nämlich die reformatorische Neuentdeckung des offenen Himmels und die biblische Reihenfolge (zuerst Verantwortung nach unten) auch nur mangelhaft verkündet und auch nur spurweise gehört wurde, da hat diese Botschaft ihre sozial erneuernde Kraft je und je unter Beweis gestellt. Es scheint doch kein blosser Zufall zu sein, dass diejenigen Länder, in denen, trotz allen Versagens der daran beteiligten Menschen, der biblische Gärstoff, wenn auch noch so minimal, wirken konnte, dass diese ganz oder mehrheitlich evangelischen Länder heute tatsächlich weniger anfällig sind für den Zwangskommunismus und tatsächlich sozial widerstandskräftiger. Russland, Polen, Ungarn, Rumänien — fielen sie dem Ansturm des Zwangskommunismus nicht wie reife Früchte in den Schoss? Ist es ein blosses sinnloses Spiel der Geschichte, dass Italien, Frankreich, Spanien und die lateinamerikanischen Länder tatsächlich dem Zwangskommunismus mehr Angriffsflächen bieten als die mehrheitlich evangelischen Gebiete: Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Holland, die Schweiz, England und Nordamerika?

Kein Christ weiss, wann der Jüngste Tag anbricht. Es ist aber wichtig, zu wissen, dass wir an jenem Tag einst gefragt werden, wie es bei uns bestellt gewesen sei um den Sinn für

Verantwortung den Sachen, Tieren und Menschen gegenüber — vorab gegenüber den «geringsten Brüdern». Sollte aber noch nicht bald das letzte Ende da sein, sollte diesem Menschengeschlecht noch eine Chance einer neuen Kulturzeit eingeräumt werden, dann müsste das eine Kultur der Verantwortung nach unten werden. Der hochragende Dom inmitten von Elendsvierteln müsste abgelöst werden durch das turmlose Bethaus unter freundlichen Arbeiterhäuschen, die gewaltige Kunst eines Velasquez durch diejenige eines van Gogh, der seine Hingabe an die Darstellung des Bergarbeiters, der Bauernfamilie und des Mobiliars einer Mansarde verschenkt. So wie einst eine Kultur aus dem Glauben an einen *bösen* Jüngsten Tag erstand, so dürfte heute eine neue Kultur ihre Initialzündung aus dem Glauben an einen *lieben* Jüngsten Tag erhalten. Und wenn diese Kultur der Zukunft auch dem Geringen zugewandt und schlichter wäre, schlechter müsste sie wahrhaftig nicht sein.

Ganz hinten im Mailänder Dom

Die Hölle ist modern geworden

Ganz hinten im Mailänder Dom, unmittelbar zur linken Hand, wenn man eintritt, sieht man neuerdings ein Gemälde, das an Schauerlichkeit manches übertrifft, was man in dieser Art bis jetzt gesehen hat. Die ganze untere Hälfte desselben stellt ein einziges Gemengsel von Leibern dar, einen Brei von geschnetzeltem Menschenfleisch, losgetrennte Glieder, Hautfetzen, Teile von Köpfen. Die obere Hälfte zeigt Gerichtsenkel, die mit ihren feurigen Speeren, gleich niederfahrenden Blitzen, die Menschenmasse in die Tiefe stossen. Die Engel zuoberst blasen in riesenlange, ebenfalls abwärtsgerichtete Posaunen, die noch einmal wie erbarmungslose Stössel wirken, das Ganze in einer Färbung von Blut, Feuer und Schwefel.

Es ist aufschlussreich, dass es sich hier um eine neueste Kunstschöpfung handelt. Alle Schrecken des Krieges 1939-1945 haben darin ihre bildhafte Darstellung gefunden. Man hat den Eindruck, ein Mensch unserer Zeit habe sich hier das jüngste Kriegserlebnis gleichsam von der Seele gemalt. Dass wir in einer Zeit leben, da solche Bilder entstehen, ist irgendwie typisch für unser ganzes Geschlecht. Es gab eine Zeit, sie liegt gar noch nicht so weit zurück, da schrieb und malte, sang und musizierte, dozierte und predigte man mit Vorliebe in Rosarot und Himmelblau. Für Hölle, Tod und Teufel hatte man ein mitleidig überlegenes Lächeln übrig. Sogar von manchen Kanzeln herunter redete man nur noch verschämt davon, dass es so etwas gibt. Die Hölle war sozusagen ausser Kurs gekommen. Heute hat sich das gründlich geändert. Während viele Theologen von der Hölle schwiegen, schlugen immer mehr die Literaten dieses Thema an. Der Dramatiker Friedrich Dürrenmatt schildert in einer seiner Kurzgeschichten einen Traum, der den Höllenphantasien eines Dante nicht viel nachsteht, und in seiner Novelle «Der

Tunnel» stellt er unser Geschlecht als eine Reisegesellschaft dar, die im Eisenbahnzug ahnungslos, aber unaufhaltsam und ohne Zwischenhalt der Hölle zufährt. Wir reden von Spielhöllen, von der Atomhölle eines kommenden Krieges. Filme tragen den Titel: «Des Teufels General» oder «Die grüne Hölle», ja anfangs dieses Jahres erschien im «Anzeiger» ein übergrosses Kinoinserat, da war gleich sechsmal untereinander in Ellen hohen Buchstaben quer über die ganze Seite hinweg die Schlagzeile geschrieben: «Verdammt in alle Ewigkeit.» Daneben nimmt sich's aus wie ein Idyll, wenn eine kleine Seeländer Gemeinde den Ort, wo man zerbrochenes Geschirr, Konservenbüchsen und Blackenstauden wirft, kurzerhand «Die Hölle» nennt. Kein Zweifel, die Hölle ist wieder — nicht zum erstenmal! — grosse Mode geworden. Was sagen wir dazu?

Aber gibt es sie überhaupt?

Wer seine Bibel kennt, für den ist die Hölle nichts Neues. Über allen wechselnden Geistesströmungen steht in der Heiligen Schrift die Existenz von Himmel und Hölle fest. Der Himmel ist ein Ort, eine Stätte. Wir können uns mit unserem Verstand nur diesseitige Orte vorstellen. Auch der fernste Stern in den unendlichen Welträumen, dessen Entfernung nur mit Hilfe von Lichtjahren kann gemessen werden, ist noch immer vorstellbar und diesseitig. Der Himmel aber ist ein Ort jenseits alles Messbaren und Denkbaren. Gewiss, er kann auf die Erde, er kann ins Diesseits herüberkommen und hier sein Zelt, seine Hütte aufschlagen; aber dann ist es eben das Jenseits, von dem her er gekommen ist. Und so ist es auch mit der Hölle. Auch sie ist ein jenseitiger Ort, der von dorthier herüberkommen und hier zelten kann. In der Beschreibung dieser beiden Orte ist die Bibel äusserst zurückhaltend, geradezu wortkarg. Vom Himmel sagt Christus das Wort «Wohnung» und nennt ihn «Vaterhaus», überaus freundliche Worte. Man ist dort gleichsam drinnen, hinein genommen, geborgen, daheim. Es ist der Ort, wo Er, wo

Christus ist. Wer in den Himmel kommt, der wird in der Gegenwart und im Herrschaftsbereich Christi sein. Umgekehrt von der Hölle heisst es, es sei dort Feuer, Christus redet vom «Wurm, der nicht stirbt», und vom «Feuer, das nicht erlöscht». Auch wird dort «äusserste Finsternis» sein. Und wer dort ist, wird «heulen und Zähne klappern», heulen vor ohnmächtiger Wut und Zähne klappern vor Schmerz und Angst, denn es ist dort «ewige Pein».

Vor allem in seinen Adventsgleichnissen kommt Christus auf Himmel und Hölle zu sprechen und auf die Möglichkeit, dass man an einen dieser beiden Orte kommen kann. Nicht in den Himmel kommen, das ist die Hölle. Zu spät kommen wie die törichten Jungfrauen, oder schon drin sein wie jener eine Hochzeitsgast ohne Festkleid und dann wieder hinausgeworfen werden, das ist Hölle. Als fauler Fisch im Netz, als Unkraut auf dem Acker oder als Bock in der Herde erfunden zu werden, das ist die Hölle. Wir sollen uns «fürchten vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle». Gott kann verderben. Wer will ihm das Recht, die Gewalt und die Freiheit dazu absprechen? Wer will behaupten, Gott könne das nicht? Gibt es etwas, das Gott nicht kann? wozu er nicht mehr als berechtigt wäre? Die ganze Adventsbotschaft der Bibel lässt uns so durchaus nicht im unklaren darüber, dass es ein Jüngstes Gericht, eine Hölle und die Möglichkeit, hinein zu kommen, gibt. Die Kirche tat weder Gott noch vor allem den Menschen einen Dienst damals, als sie, der Mode des Jahrhunderts folgend, anfang, das Wort von der Hölle den Menschen in falscher Rücksichtnahme vorzuenthalten. Verantwortung in der Zeit gibt es im Ernst nur so lange, als es eine letzte Verantwortung in der Ewigkeit gibt.

Hauptton und Nebengeräusche

Aber ebenso verkehrt wäre es, wenn die Kirche jetzt, da die Hölle interessant und schmackhaft geworden ist, nun wiederum, dem Zeitgeist nachgebend, anfinge, etwa die Hölle zum Thema ihrer Verkündigung zu machen. Das Wort, welches wir Christen dieser Welt schuldig sind, ist und bleibt Frohbotschaft. Christus hat seine Jünger nicht ausgesendet mit dem Befehl: Gehet hin in alle Welt und machet den Leuten Angst vor der Hölle, sondern «machet zu Jüngern alle Völker, taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie». Nicht den Teufel an die Wand malen ist unsere Aufgabe, sondern «Christus Jesus vor die Augen zu malen, als wäre er unter euch gekreuzigt» (Gal. 3,1). Und was die Sorge um die sittliche Weltordnung anbetrifft, so ist zu sagen, dass die Freude auf den Himmel ein besserer und stärkerer Antrieb zur guten Tat ist als Drohung und Angst vor der Hölle. So gilt es, beim Bibellesen die Akzente recht zu sehen. Es gibt hier einen Hauptton, und es gibt Nebengeräusche. Der Text der ganzen Bibel ist ein einziges Angebot des Himmels, die Existenz der Hölle ist sozusagen Randbemerkung oder Fussnote, Ausrufzeichen am Rand, aufgehobener Warnfinger. Das erste Angebot der ganzen Bibel ist die Rettung aller Menschen: «Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.» Die Möglichkeit, verloren zu gehen, wird erst erwogen für den Fall, dass das Angebot erfolgt ist, und dass es konsequent und boshaft zurückgewiesen wird. Keine Rede davon, dass Gott und der Teufel gleichsam Partner wären, der eine zur Rechten, der andere zur Linken. Nein, Gott ist der Herr auch über den Teufel. Wohl ist Satan stärker als ein Mensch; aber «Christus ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören». Wohl ist die Sünde mächtig in dieser Welt und in einem jeden Menschen, aber die Gnade ist der Sünde unvorstellbar überlegen. Das ganze Rettungswerk Christi wäre in Frage gestellt, wenn das

«Verdammt in alle Ewigkeit» mehr wäre als eine Möglichkeit draussen am äussersten Rand. Und dieser äusserste Rand ist noch unvorstellbar weiter draussen als alles, was wir uns an Gottferne auszudenken vermögen.

Der weisse Thron

Gegen den Schluss des letzten Buches der Heiligen Schrift erfolgt eine knappe Beschreibung des Jüngsten Gerichts: «Und ich sah einen grossen weissen Thron und den, der drauf sass; vor des Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte gefunden.» Gottes Richterstuhl ist weiss, überflutet vom ewigen Lichtglanz der Herrlichkeit Gottes. Denn derjenige, dem dann der Gerichtsvollzug übertragen sein wird, ist der gleiche Erlöser und Erretter, der für alle armen Sünder am Kreuz die Hölle ausgestanden und überwunden hat, Christus. Vor dieser Herrlichkeit vergehen Erde und Himmel, und was zurückbleibt und ewig dauert, ist Gottes Herrlichkeit. Vor dem weissen Thron und vor dem Richter, der in Herrlichkeit darauf sitzt, wird alles offenbar, die Toten ohne Ansehen der Person, «beide, klein und gross». Der Tod muss seine Toten hergeben, und die Hölle kann sie auch nicht behalten. Extra erwähnt wird das Meer, auch das Meer wird gezwungen, seine Toten Gott auszuliefern. Es gibt keinen noch so tiefen Abgrund, keinen noch so verborgenen Schlupfwinkel, der sich nicht öffnen müsste vor Gottes Herrlichkeit. «Und Bücher wurden aufgetan», es sind die Sündenregister der Menschheit, müssen wir doch einst «Rechenschaft ablegen für jedes unnütze Wort». «Und», heisst es dann weiter, «der Tod und die Hölle wurden geworfen in den feurigen Pfuhl. Das ist der andere Tod.» Tod und Hölle selber werden vernichtet, in den feurigen Pfuhl geworfen. So redet auch Paulus vom Tod als vom «letzten Feind, der überwunden wird», und anderswo bricht er in den Jubelruf aus: «Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!» Nichts weniger als das ist jetzt erfüllt.

Kein Tod und keine Hölle mehr. Da kann man nur aufatmen und anbeten. Dann aber steht da noch eine Mahnung, die uns davor bewahren soll, durch eine Wiederbringungslehre uns in Sicherheit zu wiegen. Ausser den Sündenbüchern, die aufgetan werden, ist da noch von einem anderen Buch die Rede, vom «Buch des Lebens», von dem Christus einmal sagt, dass wir uns freuen sollen, wenn unsere Namen dort eingeschrieben seien. Wer aber dort nicht eingeschrieben ist, der wird zusammen mit dem Tod und mit der Hölle in den feurigen Pfuhl geworfen: «So jemand nicht ward gefunden geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl.» Das heisst, man kann für ewig gerettet, oder für ewig verloren sein. Aber diese beiden Möglichkeiten stehen nicht vor uns wie zwei gleiche Waagschalen. Gott will, dass wir in den Himmel kommen. Christus, der Retter, ist Sieger über den Verderber. Es ist bezeichnend, dass die Bücher als Sündenregister nur an dieser einzigen Stelle ausdrücklich erwähnt werden, während das Rettungsbuch, das «Buch des Lebens», in der Bibel mehr als ein Halbdutzend Mal vorkommt, im Alten und Neuen Testament. Und die ganzen drei letzten Kapitel der Apokalypse werden hell, voll der Herrlichkeit Gottes. So klingt die Bibel aus in Freude, und nicht von ungefähr lautet ihr letztes Wort: «Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.»

Die letzte Auslandsreise

Irgendwo im Land lebte und wirkte tief im vorigen Jahrhundert ein Pfarrer von grosser Güte und Mildigkeit den Menschen und aller Kreatur gegenüber. Gegen das Alter hin war er etwas kauzig geworden, und weil er schon hoch in den Achtzig stand und immer noch nicht an Rücktritt dachte, sagte die Bevölkerung jener Gegend von ihm das etwas boshaft angebrachte Wort «Die Liebe höret nimmer auf». Auch sonst erzählte man sich allerlei Ergötzlichkeiten von ihm. Wenn man bedenkt, dass man offensichtlich nicht geneigt war, diesen Diener am Wort allzu ernst zu nehmen, dann ist es überraschend, dass eine Eigenheit dieses Mannes sich der Gemeinde so tief einprägte, dass man noch heute, nach mehr als zwei Menschenaltern, dort in der Gegend davon weiss und davon redet. Dieser Prediger pflegte Sonntag für Sonntag seine Gemeinde aus dem Gottesdienst zu entlassen mit dem immer gleich lautenden Wort: «Der Herr aber bewahre euch vor einem plötzlichen und unvorbereiteten Tod.» Damit sollte doch offenbar gesagt sein, dass ein unvorbereitetes Sterben mehr zu fürchten wäre als alles andere. In ähnlicher Richtung geht ein alter Liedervers, den unsere Jungen Kirchen als Tischgebet singen. Er soll aus jener Zeit stammen, da noch Knechte und Mägde bei unsern Bauern und Handwerkern in patriarchalischer Familiengemeinschaft lebten und «Gesinde» hiessen. Nach Tisch, bevor man auseinander ging, pflegte eben dieses «Gesinde» zu singen: «Sind wir alle aufgestanden / von dem Tisch und von der Bank, / wir euch von Herzen danken / für die empfangene Speis und Trank. / Der liebe Gott woll euch bewahren / vor Krankheiten und Feuersg'fahren, / vor dem gächen (jäh) und bösen Tod / bewahre euch der liebe Gott.» Auch da ist der «gäche und böse Tod» als Gipfel menschlicher Fährnis empfunden.

Der heutige Mensch aber scheint da einen Wandel im Empfinden erfahren zu haben. Man kann sich ja täuschen, aber

es fällt doch auf, wie vertraut unser Geschlecht mit dem plötzlichen Sterben geworden ist. Es hat sich da etwas herausgebildet wie eine Angewöhnung. Die Technik mit all ihren Gefahrenmomenten bringt es mit sich, dass wir offenbar mehr oder weniger bewusst damit rechnen, dass eine grössere Anzahl von Zeitgenossen nun eben einmal durch Unfall ums Leben kommt, sei es auf dem Arbeitsplatz oder unterwegs. Der «Tod auf der Strasse» gehört nun einmal zu uns, wie der Asphalt zu uns gehört und der elektrische Rasierapparat. Dabei scheint jeweilen der einzige Kummer zu sein: «Wenn man nur nicht etwa lange leiden muss», oder «wenn man nur gerade ganz tot ist und nicht als Krüppel davankommt.» Ja, wenn man vom jeweiligen Schrecken der Angehörigen absieht, hört man nicht selten geradezu die Ansicht vertreten, ein plötzlicher Tod sei ein schöner Tod, einer, wie man sich ihn geradezu wünschen möchte.

Bei solchen Äusserungen fällt einem zuweilen auf, mit welcher Selbstverständlichkeit heutzutage weithin angenommen wird, es sei nachher fertig, es gehe nicht und nichts weiter, die Person, die Freude oder Leid empfinde, höre nachher auf. Was nachher kommt, das interessiert einen deswegen nicht, weil es gar nicht von Gewicht und Bedeutung ist. Wichtig ist jeder diesseitige Augenblick bis zum letzten Atemzug. Oder aber, wenn man überhaupt noch übers Nachher nachdenkt, dann pflegt es oft genug harmlos und in derart dreister Sicherheit zu geschehen, dass man sich fragt, woher den Leuten diese Ahnungslosigkeit komme. Da stellt sich's einer so vor, wie wenn zwei anliegende Zimmer nur durch eine Wand voneinander getrennt sind. Öffnet sich in dem einen Gemach die Türe, dann ist man gleich und sozusagen zwangsläufig im anderen drin. So sehen manche im Ausgang aus dem diesseitigen eben gleichzeitig und von selbst den Eingang ins jenseitige Leben. Oder ein anderer plaudert gemütlich wie am Kaminfeuer, er sei im Leben weit gereist und habe die Erfahrung gemacht, dass man von einer

Auslandsreise viel mehr profitiere, wenn man vorher die Orte durch Lektüre von guten Beschreibungen kennen lerne. Und so halte er es auch mit seiner letzten «Auslandsreise», er wolle sich ein wenig umsehen und orientieren, wie das dann dort aussehen möge, und darum habe er bei den Spiritisten sich seine Ratschläge für die letzte Reise geholt. Dort wissen sie scheint's genauen und zuverlässigen Bescheid darüber, wie dort drüben jenseits der Grenze die Verhältnisse liegen und wessen man sich dort allenfalls vorzusehen hat.

Gewiss, es ist gut und ratsam, die allerletzte «Auslandsreise» nicht unvorbereitet anzutreten. Wir würden dann aber als Reiseberater eher die Bibel empfehlen.

Jeder von uns hat sicher schon etwa einmal erfahren, wie unliebsam das ist, wenn man irrtümlicherweise in einem ausser Kurs gesetzten Fahrplan nachgeschaut hatte und dann keine Zeit und kein Anschluss stimmte. Unvorstellbar aber, wenn man für die allerletzte «Auslandsreise» falsch beraten wäre! Die zuverlässigste Information aber werden wir immer von einem erhalten, der selber schon in jenem Land gewesen ist und der die Verhältnisse dort aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt. Und da hört man immer wieder sagen, einen solchen gebe es gar nicht, es sei noch keiner zurückgekommen. Aber wir wissen, dass dem nicht so ist. Christus ist einer von dort und nicht irgendeiner. Er ist dort beheimatet und redet die dortige Sprache. Wer ihn sieht, der sieht den Vater, und wer ihn hört, der hört den Vater, denn der Vater hat ihn gesandt. Und er hat im Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus für alle Zeiten gezeigt, dass das Sterben keine Harmlosigkeit und kein blosser Naturvorgang ist. Sterben ist eine ernste Sache. Denn nach dem Tod hat der Mensch so wie jener reiche Mann sich zu verantworten vor Gott, zu verantworten über das Leben, das er hier auf Erden geführt hat. Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben und nachher das Gericht. Friedrich Schiller hat in

diesem Stück recht, wenn er beim plötzlichen und unvorbereiteten Tod Gesslers den Chor die Worte sagen lässt: «Rasch tritt der Tod den Menschen an, / es ist ihm keine Frist gegeben. / Er reisst ihn mitten aus der Bahn, / er reisst ihn aus dem vollen Leben. / Bereitet oder nicht, zu gehn, / er muss vor seinem Richter stehn.» Man gebe sich nur keiner Täuschung hin und man rede sich nur nicht ein, es sei nicht so gefährlich mit dem Sterben, Sterben ist eine ernste Sache. Was plötzlich und unvorbereitet sterben heisst, das hat Jesus im anderen Gleichnis ebenso unmissverständlich gezeigt, im Gleichnis vom reichen Kornbauer, der ganz versunken war in seinen vergänglichen Plänen und dem gesagt wurde: «Du Narr, heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wess' wird es sein, das du bereitet hast?» Wer unvorbereitet stirbt und lebt, der lebt töricht. Darum die Mahnung des Psalmenbeters: «Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.» Die Torheit besteht in der Selbsttäuschung. Wie muss das sein, wenn einer drüben innerwerden muss, dass er sich selber angelogen hat zu seinen Lebzeiten! Wenn es ihm dann aufgehen wird, dass er das Wichtigste versäumt hat, und es ist dann weder Zeit noch Gelegenheit, nachzuholen und gutzumachen! Die Sorge jenes greisen Geistlichen, seine Pfarrkinder möchten doch ja nicht plötzlich und unvorbereitet sterben, ist durchaus eine berechtigte, eine legitime Sorge. Wohl jedem, der beizeiten sein Zeitliches bestellt und rechtzeitig ans Heil seiner Seele denkt.

Was aber heisst vorbereitet sterben? Wenn einer sich auf eine Auslandsreise vorbereitet, dann ist er darauf bedacht, dass sein Reisegepäck in Ordnung ist und dass er nichts vergisst. Wer sich auf die letzte Reise vorbereitet, der weiss, dass er dorthin kein, überhaupt kein Reisegepäck mitnehmen kann. Er muss alles hier zurücklassen, auch nicht was in einem Nastuch Platz hat, bringt er dort hinüber. Was in der Todesviertelstunde wichtig ist, das ist einzig der Glaube an

Christus. Ob einer seine Lebenstage benutzt hat, um hier die eine köstliche Perle zu kaufen, um hier den Schatz im Acker zu entdecken, das wird dann in die Waagschale fallen. Ob einer um die Bereinigung seiner Schulden, die er im Leben bei Gott gemacht hat, ringt, ob er zur Erkenntnis durchdringt, dass Christus allein ihn an jener engen Pforte einlassen kann, weil Christus allein die unbezahlte Rechnung vor Gott beglichen hat, das wird dann in der Todesstunde wichtig sein. Man nennt das Heilsgewissheit. Man kann sich auf den Tod vorbereiten, indem man in allen seinen Schränken und Schubladen aufräumt und dabei vergessen, dass es drauf ankäme, dass man im Gewissen und mit Gott im Reinen ist. Nur wer weiss, dass Christus für ihn aufräumt hat, der kann wahrhaft «aufgeräumt», das heisst getrost und im Frieden sterben. Es gibt ein altes Unterweisungsbüchlein aus der Reformationszeit, den so genannten Heidelberger Katechismus. Er enthält viel für den Glaubenden Wissenswertes in 129 Fragen und Antworten. Als Frage Nummer eins ist da allen anderen vorangestellt die Sorge um ein vorbereitetes Sterben. Sie lautet: «Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?» Antwort: «Dass ich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi Eigentum bin, der mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst hat und (mich) also bewahret, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja dass mir alles zu meiner Seligkeit dienen muss.»

Wer sich im Gedanken an die lange Todesnacht so zu Christus führen und treiben lässt, der wird nicht mehr unvorbereitet sterben, auch wenn der Tod plötzlich an ihn herantreten sollte. Es kann keiner von uns sagen, wie er sterben wird, ob plötzlich oder nach langer Leidenszeit. Das ist für den, der sein Heil in Christus gefunden hat — aber nur für ihn (!) —, nun gar nicht mehr so wichtig. Ich weiss von einem, der in

einer Alphütte sich über den Rucksack beugte, um die Taschenlampe zu suchen. Sein Begleiter hört, wie er einen kurzen Laut ausstösst, und schon ist er zusammengesunken und tot. Er starb wohl plötzlich, aber gottlob nicht unvorbereitet, denn er glaubte an Christus. Ich weiss von einem anderen, der ging auf einer Reise aus seinem Hotelzimmer noch rasch hinunter in die Gaststube, um dort eine Erfrischung einzunehmen, trifft dort unerwartet einen Bekannten, der ihm eine Zigarette offeriert. Er zieht ein Streichholz aus der Tasche, zündet es an und reicht es dem anderen hin, — und im gleichen Moment sinkt sein Arm herunter, und er fällt augenblicklich tot auf den Boden. Seine Angehörigen aber wussten, dass er wohl plötzlich starb, aber durchaus nicht unvorbereitet, weil er zu Christus in lebendiger Beziehung stand. Das war in aller Trauer und in allem Schreck ihr starker Trost. Es fällt auf, dass ein Grossteil unserer Kirchenlieder in der letzten Strophe von Tod, Gericht, Auferstehung und Heilsgewissheit handelt. Die Väter unseres Glaubens wussten eben gar wohl, warum ihnen ein vorbereitetes Sterben so am Herzen lag. «Der Herr aber bewahre euch vor einem plötzlichen und unvorbereiteten Tod.»